

UNAUF

SCHÖNHEIT



JULIA VON BLUMENTHAL

Das denkt sie wirklich
über den Campus



Das Geheimnis des
antiken Priesters...



PRETTY LITTLE KILLERS

Darf man Verbrecher
sexy finden?



IN DER MENSA

Kann man das essen?

mit
Horoskopen
und Rätseln

BERLIN BLEIBT!

⚡ TANZ ⚡ PERFORMANCE ⚡ MUSIK ⚡ DIALOG ⚡ ONLINE

#5

Festival vom
26.6.-4.7.2026
im HAU und
Stadtraum Berlin

HAU

→ www.hebbel-am-ufer.de

HAUPT
STADT
KULTUR
FONDS

Alter



Verwalter,

Bild: Justin Geiger

Vor een paar Monaten war überall Matschepampe auf'm Boden, der Kackhimmel so grau wie dit eene Haar an meinem Scheitel, und diese Kügelchen, die übers Eis schlittern und einem trotzdem nich helfen, sich nich aufs Maul zu legen – wie Kletten am Schuh.

Und in der Welt sieht's ooch nich besser aus. Gerade erst den Winter überlebt und schon glotzt man ins nächste Loch. Mehr Kriege, mehr Enthüllungen von Machtmissbrauch, immer steigende Lebenshaltungskosten. Is noch mehr Ausnahmezustand überhaupt möglich? Wirklich nich schön, dit alles hier.

Schönheit – wat soll dit überhaupt sein? Zu Beginn des Jahres haben wir uns diese Frage gestellt. Dabei haben wir ein paar Spielereien ausprobiert, Zukunftsvorhersage zum Beispiel. Aber eines soll klar sein: Dit hier is keen Ratgeber oder Wellnessheft wie 'ne Bravo und ooch keen erhobener Zeigefinger. Dit is eher so'n Rumstochern. In Bildern, in Texten, in Ideen. Schönheit nich als Ziel, sondern als Zustand – manchmal kurz, manchmal schief, manchmal richtig tief.

Vielleicht findet ihr hier wat Schönes. Vielleicht ooch nich. Is ooch okay. Ick gloob, Schönheit muss nich immer jefallen. Manchmal reicht's schon, wenn se hängenbleibt.

*Eure Chefredaktion
Andy, Emely, Thordis und Felicitas
sowie die gesamte UnAuf-Redaktion*

Inhalt

- 5** Hundert Bürstenstriche
- 6–7** Zwischen Ringlicht und Algorithmus
- 8–9** Mein Vater und die Schönheit
- 10** Kurzes Blühen: Mono No Aware
- 11** Buzzcut als Befreiung von Schönheitsidealen?
- 12–13** African Fashion und struktureller Rassismus in der deutschen Modebranche
- 14–15** Weltfremd und heuchlerisch
- 16–17** Pretty little Killers: Darf man Verbrecher sexy finden?
- 18–19** Die Ästhetisierung des politischen Kampfes
- 20–21** Brutal schön – Die Ästhetisierung von Gewalt in Filmen
- 22–23** Schönheit im Schmerz
- 25** Spieglein, Spieglein
- 26–27** Wie schön ist ein Priester, der von Schlangen gefressen wird?
- 28–29** Wie wird ein Akzent hässlich? Zwischen Melodie und dem osteuropäischen „r“
- 30–31** Ein Streifzug durch den Palais des Beaux-Arts
- 32** Wie wollen Sie die HU schöner machen, Frau von Blumenthal?
- 33** Ach du dickes Ei
- 34** Horoskope

Herausgeber:

Kuratorium des Freundeskreises der UnAufgefördert e.V.
Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
10099 Berlin

Druck:

Gemeindebriefdruckerei, Eichenring 15a,
29393 Groß Oesingen

Chefredaktion:

Andreas Stein, Emely Stache, Felicitas Hohmann, Thordis Schreiber

Schlussredakteur*innen:

Andreas Stein, Emely Stache, Felicitas Hohmann, Jakob Gerstberger, Justin Geiger, Finn Oster, Mara Buddeke, Milla Jenssen, Lea Baumgarten, Linda, Rayo (M. Roth), Sophie Bley, Thordis Schreiber, Tobias Würtz

Layout und Gestaltung: Fernanda Candas, Valentina Corredor, Emely Stache

Titelbild: Fernanda Candas, Valentina Corredor

Illustrator*innen: Felix Lies, Flora Kühn, Shiwen Sven Wang, Gigi González Higgins, Valentina Corredor

Auflage: 2.000

Die Artikel und Beiträge spiegeln nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wider. Wir kuratieren Werbung nach bestem Ermessen, bleiben aber unabhängig von den Anliegen der Werbepartner*innen. Nachdruck und Vervielfältigung nur nach vorheriger Genehmigung. Die Redaktion behält sich vor, Leser*innenbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

Schlussredaktion der Ausgabe: 13.02.2026

Die UnAufgefördert erscheint seit dem 17. November 1989 an der Humboldt Universität zu Berlin und ist eine der ältesten Studierendenzeitungen Deutschlands. Seitdem begleitet sie den Weg der HU durch unabhängige Berichterstattung über Forschung und Lehre, studentisches Leben und Kultur. Bereits zweimal wurde ihr dafür der Pro-Campus Presse Award als beste deutschsprachige Studierendenzeitung verliehen.

UnAufgefördert online: www.unauf.de

Instagram: [unaufgefördert](https://www.instagram.com/unaufgefördert)

Kontakt: chefred@unauf.de

Anzeigen: werbung@unauf.de

Offene Redaktionssitzung:

Jeden Montag im Semester, jeden zweiten Montag in der vorlesungsfreien Zeit. Immer um 18:30 Uhr in der Schönhauser Allee 10–11.

Hundert Bürstenstriche

Thordis Schreiber (21, sie/ihr), Bachelor Englisch und Geschichte, findet es schön, alte Kinderfilme nochmal zu sehen.

Was Schönheit bedeutet, ist abhängig von dem, was wir gerade hören wollen. Eine Betrachtung der Schönheit als Konzept ohne Bedeutung.

„Wer schön sein will, muss leiden.“ Wahrscheinlich war diese Ermahnung gegen mein Jammern beim Haare käm-
men der erste Kontakt, den ich als Kind zum Begriff der Schönheit hatte. Mit hundert Bürstenstrichen morgens,
hundert Bürstenstrichen abends lernte ich die Schönheit als erstrebenswertes Ziel kennen. Als übergeordneten
Sinn, der es wert ist, zu leiden. Was auch immer diese Schönheit sein sollte. Mit 14, wenn ich unglücklich in den
Spiegel sah, hörte ich dann, Schönheit liege „im Auge des Betrachters.“ Noch später hieß es, „wahre Schönheit
kommt von innen.“ Diese drei sehr gebräuchlichen Aussagen über Schönheit könnten in ihren grundlegenden Be-
deutungen unterschiedlicher nicht sein. Sie zeigen: Wir biegen uns die Schönheit, wie es uns gerade passt. Aber
warum? Wieso hat die Schönheit einen solch hohen Wert für uns, wenn ihre Definition doch so lose ist?

Besonders für Frauen ist die äußere Schönheit lange ein integraler Teil ihrer Identität. So profitiert die Diätindustrie
seit Jahrzehnten von der gerade angestrebten Körperform, die sich mit jeder Saison ändert. Auch die Beauty- und
Modeindustrie profitieren von unserem Streben nach Schönheit. Bewusst ist mir das schon. Und doch höre ich zu,
wenn eine Influencerin auf meinem Handybildschirm über die positiven Effekte von präventivem Botox spricht.
Auch politisch kann die Schönheit uns beeinflussen. So weiß ich zwar, wie Propaganda funktioniert, höre aber
trotzdem zu, wenn eine stay-at-home Mom mir – unterlegt mit harmonischer Musik und ästhetischen Bildern von
selbst gekochtem Essen und Babykleidung – erzählt, warum das Leben der traditionellen Ehefrau und Mutter der
erfüllendste Weg für eine Frau ist. Schönheit zeigt Wirkung. Oft haben Schönheitsstandards und Ästhetisierung
offensichtlich mit Leid zu tun, mit Unwahrheit und Manipulation.

Und dabei soll die Schönheit doch das genaue Gegenteil beschreiben. Für Platon war die Idee des Schönen eng
an die Idee des Guten geknüpft. Müssten wir davon ausgehend die Schönheit nicht ausschließlich in den Dingen
suchen, die uns gut fühlen lassen? Das kann Zeit mit geliebten Menschen sein, die Sommer-Sonne, die bald zu-
rückkehren wird, Schnittblumen oder Musik. Oft fühlt es sich beinahe absurd an, Schönheit in den kleinen Dingen
zu sehen, während wir tagein, tagaus mit Bildern von humanitären Krisen, Kriegen und Ungerechtigkeit konfrontiert
sind. Und doch tun wir es. Auch um Trost zu finden. Was hat das mit der Schönheit zu tun, für die ich mir Eigenblut
spritzen lassen soll?

Dass wir Schönheit in verschiedenen Situationen so unterschiedlich definieren, zeigt, dass sie als Konzept Teil
unserer Identität ist. Die Art, wie jemand mit dem Begriff der Schönheit umgeht, was sie für ihn bedeutet, wie
und ob er sie anstrebt, verrät uns so viel mehr über einen Menschen als die Frage, ob wir ihn schön finden. Die
Schönheit begleitet uns jeden Tag, ob als Ziel, als Trost oder als Aufschluss über uns selbst und andere. Schönheit
ist also kein feststehender Begriff, sondern vielmehr ein identitätsschaffendes Spannungsfeld. Die Schönheit ist
mehr als was das Auge sieht und doch beschränkt sie sich im alltäglichen Leben oft genau darauf. „Wer schön
sein will, muss leiden“ ist somit keine Lüge, aber auch nicht die ganze Wahrheit.



Illustration: Flora Kähn

Zwischen Ringlicht und Algorithmus

Auf Instagram folgen Lino (@linoallyfel) über 22.000 Menschen für post-ironischen Video-Content. Mit der UnAufgefordert spricht Lino darüber, wie die sozialen Medien das eigene Schönheitsgefühl beeinflussen können und wie es ist, eine genderqueere Person im Internet zu sein.

UnAuf: Hey Lino, wenn du dich und deine Aesthetic in drei Worten beschreiben müsstest, welche wären es?

Lino: Iconic, rosa Herz und das vierte Wort ist ... humorvoll!

UnAuf: Heute postest du ganz selbstverständlich mehrere Videos in der Woche. Wie ging es dir damit, zum ersten Mal ein Video von dir online zu teilen?

Lino: Ich weiß tatsächlich gar nicht mehr, wann oder was genau das war. An sich ist es aber immer etwas Aufregendes, ein Video hochzuladen. Man fragt sich jedes Mal, wie werden Menschen das wahrnehmen? Wer wird das vielleicht sehen? Man muss aushalten, dass verschiedene Reaktionen und Gedanken entstehen, von denen man vielleicht auch gar nicht unbedingt etwas mitbekommt.

UnAuf: Ist es dir wichtig, in deinen Videos gut auszusehen? Oder kümmert dich das weniger?

Lino: Mir ist sehr wichtig, dass ich in meinen Videos gut aussehe. Oft decke ich mir vor einem Dreh erst einmal die Augenringe ab. Oder ich mache mehrere Takes, um zu schauen, ob meine Haare richtig liegen. Außerdem achte ich natürlich auf die Belichtung. Das macht viel aus.

UnAuf: Was bedeutet Schönheit für dich?

Lino: Ich glaube, ich habe da gar keine eigene Definition. Ich weiß natürlich, dass es gesellschaftliche Studien zu unserer Gesichts- und Personenwahrnehmung gibt. Außerdem sind da natürlich Schönheitsideale, die gesellschaftlich und historisch geprägt sind. Das Einzige, was mir wichtig ist, ist mir bewusst zu sein, dass Schönheit nicht immer das Wichtigste ist.

Das musste ich aber auch erstmal lernen. Durch Social Media habe ich schon früh hohe Ansprüche an mein eigenes Aussehen entwickelt. Ich weiß noch, dass ich früher sehr viele Selfies gemacht habe und dann geradezu obsessiv nach den Bildern gesucht habe, auf denen ich mich als besonders gutaussehend empfand.

UnAuf: Gibt es denn Momente, in denen du dich heute besonders schön fühlst?

Lino: Das auf jeden Fall. Ich fühle mich besonders schön, wenn ich auf eine Art geschminkt bin, die meine Gesichtsförmigkeit komplementiert und deshalb vermutlich auch gesellschaftlich als besonders schön wahrgenommen wird. Oder wenn ich Fotos sehe, auf denen ich mich besonders gut getroffen finde. Neulich habe ich mir zum ersten Mal Gelnägel gemacht, das hat sich auch extrem gut angefühlt. Richtig schön finde ich mich eigentlich nur mit einer femininen Gender-Expression.

UnAuf: Bekommst du negative Kommentare auf Instagram? Wenn ja, wie gehst du damit um?

Lino: Tatsächlich schon. Bei viel von meinem Content weiß ich, dass die Reaktionen nichts mit mir persönlich zu tun haben. Vor allem bei Videos, in denen meine Geschlechtsidentität aufgegriffen wird. Mich irritiert es nur zu sehen, wie viele Menschen es gibt,

die gewisse Dinge einfach nicht verstanden haben und welche hassvollen Herangehensweisen und diskriminierende Denkmuster doch existieren. Und dass beides auch noch so öffentlich zur Schau gestellt wird, ist einfach nur komisch. Manchmal habe ich Angst, dass das andere Menschen sehen, die genderqueer sind und sich davon beeinflussen lassen.

Auf der anderen Seite gibt es natürlich auch immer mal wieder positive Rückmeldungen. Manchmal wird mir zum Beispiel geschrieben, dass es sehr empowernd ist zu sehen, wie selbstbewusst ich mit solchen Kommentaren umgehe.



Bilder: Annalisa Kolbovska

UnAuf: Auch unabhängig von negativen Kommentaren: Hat Social Media einen Einfluss auf dein Körperbild, beziehungsweise spürst du manchmal den Druck, bestimmten ästhetischen Erwartungen zu entsprechen?

Lino: Auf jeden Fall! Das liegt aber auch am Algorithmus. Der ist natürlich sehr sensibel und merkt sofort, ob man einen Post länger anschaut oder eben nicht. An sich glaube ich, dass ich in meiner eigenen Idealvorstellung deutlich muskulöser wäre, weil mein Dünnsein für mich oft auch eine Unsicherheit war.

Auf TikTok war es wirklich mal so, dass ich meine For-You-Page voller Menschen hatte, die ich einfach erstmal nur schön und ästhetisch fand. Menschen, die ich für ihr Äußeres bewundert habe. Aber ich habe schnell gemerkt, dass man Zeit verschwendet und sich nach diesem Anschauen einfach nur leer anfühlt.

Mir hilft es, verschiedene Accounts zu haben, deren Algorithmen ich aktiv auf verschiedene Nischen trainiere, und mich dann in den Account einzuloggen, für den ich eine eher humorvolle For-You-Page kuratiert habe.

UnAuf: In deinen Videos spielst du immer wieder ironisch mit gesellschaftlichen Erwartungen an Gender und Genderexpression (ich denke an deine *innen-Jokes). Woher kommt dieser Humor und denkst du, er ist von deinem eigenen Leben als queere Person geprägt?

Lino: Zum einen hängt das natürlich ganz viel mit dem zusammen, was ich selbst so witzig finde, und mit wem ich mich identifizieren kann. Eine Referenz ist auf jeden Fall @diehuepsche. Außerdem finde ich es gut, die selben Witze wie Gender Gegner*innen zu machen und dadurch aufzuzeigen, wie absurd sie eigentlich ist. Solche Witze kann ja niemand ernst meinen.

UnAuf: Du modelst auch. Wie bist du dazu gekommen? Und was waren deine Erfahrungen?

Lino: Ich wurde tatsächlich von verschiedenen Agenturen auf Instagram angeschrieben und dann auch von einer gesigned. Mir macht das Modeln sehr viel Spaß, ich finde es total spannend zu sehen, wie viele verschiedene ästhetische Vorstellungen es davon geben kann, was gut aussieht und zu reflektieren, was davon mir gefällt und was nicht.

Ich persönlich falle ja auch nicht in eine werbemäßig typische Kategorie des Models, sondern bin eher ein Editorial Model. Ich habe also einen besonderen, einzigartigeren Look, der vielleicht nicht unbedingt dem entspricht, was gerade gesellschaftlich populär oder Mainstream ist. Durch das Modeln habe ich irgendwie zum ersten Mal so richtig wahrgenommen, dass andere Menschen mich wirklich schön finden. Das war mir vorher gar nicht so bewusst.

UnAuf: Glaubst du, dass Influencer*innen eine besondere Verantwortung tragen, wenn es um die Propagierung von Schönheitsidealen geht?

Lino: Sie haben schon eine besondere Verantwortung, weil sie natürlich durch ihre Reichweite eine Vorbildfunktion haben und gesellschaftlich stark wirken. Aber sie stehen jetzt auch nicht an der Spitze der „Nahrungskette“. Ein viel größerer Punkt sind die Algorithmen, die abscannen, wer normschön aussieht. Und da ist natürlich auch wieder die Frage, wer setzt diese Algorithmen auf? Natürlich spielen da auch die Konsummuster der Einzelnen eine Rolle, aber ich sehe die Verantwortung auf jeden Fall stärker bei den Plattformen selbst.

UnAuf: Welche Botschaft würdest du jungen Menschen mitgeben, die sich in klassischen Schönheitsbildern nicht wiederfinden?

Lino: Ich würde sagen, bleibt euch bewusst, dass ihr einfach auch als Menschen auf dieser Erde existiert und eure eigenen Stärken habt und euren eigenen Fokus im Leben setzen könnt. Konzentriert euch auf das, was euch in unserer Gesellschaft selbstwirksam fühlen lässt und was euch besonders zufrieden macht.

Das Interview führte Felicitas Holmann (25, sie/ihr), Master Europäische Literaturen, findet Schleierkraut schön.



Bilder: Annalisa Kolbovska

Mein Vater und die Schönheit



Bilder: Linda

Linda (23, sie/ihr), Bachelor Geographie, findet schön: Die Brieffreundschaft, die ich vor einigen Monaten begonnen habe. Die Woche, bevor der nächste Brief im Kasten landet, ist gefüllt mit Vorfreude, die nur getoppt wird, wenn ich den Brief dann in den Händen habe – sehr zu empfehlen!

Mein Vater ist nicht überdurchschnittlich alt, auch wenn er immer häufiger vom Tod spricht. Aber beim Thema Schönheit, da habe ich das Gefühl, durch ihn in eine andere Zeit katapultiert zu werden.

Während meine Welt sich immer schneller zu drehen scheint und Trends allgegenwärtig sind, streichen sie über seinen Kopf hinweg. Schönheitsideale und Körpertrends, die mir tief in die Knochen kriechen, ziehen an ihm vorbei wie ein erfrischender Lufthauch an einem heißen Sommertag.

Seit ich denken kann, macht er stoisch das Gleiche, wenn es um sein Aussehen geht: Jeans, T-Shirt, ein Pulli und seine rote Jacke. Beim Friseur fragt er nach einem „Façonschnitt“, je nachdem, wie alt der*die Friseur*in ist, sieht das immer etwas anders aus. Wie genau, scheint ihm aber egal zu sein. Wenn es kalt ist, dann nimmt er die erste Mütze, die er zuhause findet. Oft eine alte SXTN Mütze von mir, was doch regelmäßig für verwirrte Blicke sorgt. Wenn im Sommer die Sonnenbrandgefahr steigt, cremt er sich mit der fettigsten Kindersonnencreme ein, ohne sie richtig zu verteilen. Als er einmal auf einer Wanderung eine Stelle an der Wade vergessen hatte, schützte er sie kurzerhand mit einer Wechselunterhose vor der Sonne.



Auch das Zuhause meiner Eltern zeigt sehr deutlich, wo die Prioritäten liegen. Praktikabilität vor Schönheit, Genuss über Prestige. Im Flur begrüßen einen die drei Paar Schuhe von meinem Vater. Eins zum Wandern, eins für die Arbeit und eins für den Sommer. Sein Kleiderschrank ist ein Ikea-Regal mit drei Schubladen. In der ersten Schublade liegen Unterhosen und Socken in schwarz und in weiß. In der darunter liegenden T-Shirts, auch in schwarz und weiß, entweder von Amazon oder Woolworth. Immer dasselbe Modell, einfach weil sie ihm gut passen. In der untersten Schublade, drei Jeans und eine Jogginghose. Die ist ein echtes Staple Piece in seinem Kleiderschrank, dem Modell ist er seit Jahrzehnten treu und sie wird nur ausgetauscht, wenn es unbedingt sein muss.

In fast jedem Raum gibt es eine Möglichkeit, sich gemütlich hinzulegen, wenn die Sonne gerade herein scheint und den perfekten Ort für ein Nickerchen markiert. Die Küche ist ganz neu und schick, die Tassen über Jahre gesammelte Geschenke – von der Jacobs-Krönung-Kaffee-Sammelaktion. Das Bad dagegen in unverändertem 70er Jahre Charme. Es gibt zwei Waschbecken, aber nur einen Spiegel. Manchmal liegen auf dem Waschbecken noch Haare, wenn mein Vater mal wieder seine Augenbrauen abrasiert hat. Bleached eyebrows – Quatsch. Er rasiert seine Augenbrauen einfach ab, weil „sie sonst in der Brille hängen und stören“.

Morgens nimmt er gerne ein Bad. Wenig Wasser, aber umso mehr Schaum. Er kauft immer den Badezusatz von Aldi in der Ein-Literflasche. Wenn ich als Teenager morgens von einer Party nach Hause kam und er schon auf dem Weg zur Arbeit war, hing der unverkennbare Duft „karibische Träume“ oft noch in der Luft und Schaumüberreste klebten an der Wannenhaut, die langsam zerplatzen, während ich vergeblich versuchte klumpige Mascara aus meinen Wimpern zu pflücken.

Wohlgermerkt ist es für einen Mann höheren Alters mit Sicherheit leichter, so gleichgültig gegenüber jeglichem Schönheitswahn durch die Welt zu gehen und dennoch fühlt es sich manchmal wie eine Umarmung an, sich daran zu erinnern, dass es auch Menschen wie ihn gibt und Schönheitsideale vielleicht doch nicht so wichtig sind, wie es manchmal scheint.



Kurzes Blühen: Mono No Aware

Sophie Bleig (25, sie/ihr), Master Europäische Literaturen, findet Mohnblumen schön.

Manche Schönheit entfaltet sich erst im Wissen um ihr Verschwinden. Inmitten des ständigen Lärms unseres Alltags entgleitet sie leicht und berührt uns doch am tiefsten. Das japanische Prinzip *mono no aware* lehrt uns, das Schöne in der Endlichkeit aller Dinge zu erkennen.

Ein Vogelgezwitscher in der Ferne, das das Ende der Nacht einläutet. Glitzernder Tau am Morgen, der von den Blättern schwindet, sobald die Sonne höher steigt. Ein Abend im Spätsommer, der noch warm ist, aber nicht mehr so sorglos im Dämmerlicht versinkt. Einige Dinge sind in ihrer Schönheit zurückhaltend, flüchtig. Sie lassen uns in ihrer Fragilität kurz innehalten, denn nur so können wir sie bewundern, bevor sie sich dem Augenblick des Festhaltens wieder entziehen. Schönheit kann geheimnisvoll sein und uns in ihren Bann ziehen. Wie alle Dinge auf der Welt neigt sich jedoch auch sie der Vergänglichkeit und lässt uns mit einem melancholischen Gefühl zurück.

In der japanischen Kultur findet diese Erfahrung ihren Ausdruck in der Kirschblüte. Sie ist ein Symbol für Schönheit, Aufbruch und Vergänglichkeit. Der Kirschbaum trägt zwar keine essbaren Früchte, markiert in seiner Farbenpracht aber den Frühlingsanfang. In all ihrer Fülle ist sie nur etwa eine Woche zu bestaunen, bis die Natur sie wieder opfert und die Kirschblüte stirbt. Die jährliche Kirschblütenbetrachtung (*hanami*) ist daher fest in der japanischen Kultur verankert. Im Zyklus der Sakura offenbart sich die Endlichkeit ihrer Schönheit. Eine Erkenntnis über das unabwendbare Ende aller Dinge, in der mehr liegt als nur Wehmut. Es ist die Erfahrung einer verwundbaren Schönheit, die in ihrer zeitlichen Begrenztheit an Bedeutung gewinnt.

Diese ästhetische Wertschätzung der Vergänglichkeit trägt im Japanischen den Namen *mono no aware*. Geprägt wurde dieses Prinzip in der Heian-Periode (794–1185), eine Epoche, in der Literatur, Dichtung und Kunst von emotionaler Feinfühligkeit und Naturbeobachtungen bestimmt waren. Übersetzt als „Ergriffenheit der Dinge“ beschreibt *mono no aware* das unbeständige Schöne, das nicht im Objekt selbst liegt, sondern in der Erfahrung, der Verwandlung und dem vollen Bewusstsein der Kürze des Moments.

Im linearen Zeitverständnis westlicher Gesellschaften hingegen ist Vergänglichkeit oft mit Tragik, Verlust und Schmerz verbunden. Das ewige Ringen mit der Endlichkeit scheint allgegenwärtig und erinnert uns an die Zerbrechlichkeit des Lebens. Inmitten von Alltagsroutinen, Doomscrolling und permanenter Reizüberflutung des aktuellen Weltgeschehens ist es gar nicht so einfach, die Aufmerksamkeit auf flüchtige Momente zu richten. Viel leichter scheint es sich abzulenken, als sich mit dem lähmenden Gefühl des stetigen Wandels zu konfrontieren.

Allerdings folgt Schönheit keinen Gesetzmäßigkeiten. Sie begegnet uns, wenn wir die Kontrolle abgeben, nicht indem wir versuchen, sie festzuhalten. Wenn die Sonne untergeht und den Horizont ein letztes Mal in Gold und Purpur taucht. Beim Aufwärmen am niederbrennenden Lagerfeuer, dessen Glut allmählich verglimmt. Wenn wir funkelnde Sterne am Nachthimmel betrachten, wissend, dass ihr Licht aus einer längst vergangenen Zeit stammt.

Was wir als schön empfinden, lässt sich nicht immer an Dauer oder Vollkommenheit festmachen. Umso intensiver ist die Schönheit, die wir im Sinne von *mono no aware* jenseits des Erwartbaren finden: Nämlich im vermeintlich gewöhnlichen Moment und im Bewusstsein, das er bereits vergeht, während wir ihn erleben.

Buzzcut als Befreiung von Schönheitsidealen?

Mia, 28, Master Sozialwissenschaften, findet Sonnenauf- und Untergänge über dem Meer schön.

Buzzcuts bei Frauen sind längst nichts Ungewöhnliches mehr. Zwei Frauen erzählen, wie sich ihre Wahrnehmung von Weiblichkeit und Schönheit verändert hat, seit sie sich ihre Haare abrasiert haben.

Ich selbst würde mich nie trauen, mir einen Buzzcut zu schneiden. Nicht einmal zum Friseur gehe ich, aus Angst, dass mehr Haare abgeschnitten werden als besprochen. Nach dem letzten Besuch war ich wochenlang schlecht gelaunt. Weniger Haare, das bedeutete in meinem Kopf auch weniger schön. Aber genau gegen diese Wertzuschreibung wollen sich einige Frauen wehren: indem sie sich beweisen, dass sie sich selbst auch ohne lange Haare mögen können. Auch in meinem Freundeskreis haben sich zwei Freund*innen vor Kurzem von all ihren Haaren verabschiedet.

Carolina erzählt, dass sie für alle immer das Mädchen mit den Locken war. Ihre Haare waren irgendwie fast Teil ihrer Persönlichkeit. Bevor sie alle abrasierte, machte sie sich Sorgen darüber, ob es ihr Gefühl von Attraktivität verändern würde, denn wie viele kleine Mädchen lernte sie früh: Je länger und seidiger die Haare, desto hübscher war man. „Tatsächlich fühlte ich mich danach viel selbstbewusster“, erzählt Carolina. „Irgendwie hatte ich das Gefühl, mich vorher hinter meinen Haaren versteckt zu haben. Nachdem ich sie abrasiert hatte, ging das nicht mehr.“

Auch Rachel rasierte sich vor Kurzem ihre langen Haare ab. Strähne für Strähne rieselten sie auf den Badezimmerboden. Für sie war es eine Art Test für ihr Selbstwertgefühl. In der eher konservativen Gegend im vom Katholizismus geprägten Irland, in der sie aufgewachsen war, war das Bild davon, wie eine Frau auszusehen hatte, von patriarchalen Denkmustern geprägt. „Es ging darum, möglichst feminin und damit möglichst attraktiv für Männer auszusehen. Ich dachte immer, wenn ich meine Haare abrasieren kann, kann ich dieses Bild hinter mir lassen. Ich habe mir das als sehr befreiend vorgestellt.“, erklärt Rachel. Nach über einem halben Jahr ohne Haare reflektiert sie: „Ich glaube, es hat mich in meiner eigenen Wahrnehmung noch mehr entsexualisiert und entobjektiviert.“ Das fühlt sich für sie gut an. Ihr gefällt auch, wie ihre Haare aussehen, aber vor allem sieht sie so aus, wie sie es möchte – unabhängig von den Erwartungen anderer.

Abgesehen von ihrer Selbstwahrnehmung hat sich auch die Wahrnehmung anderer verändert. Beide haben die Erfahrung gemacht, dass Menschen sie heute häufig für queer halten. Carolina nervt dabei die Doppelmoral zwischen den Geschlechtern: „Wenn ein Mann lange Haare hat, stellt niemand etwas in Frage, aber wenn eine Frau kurze Haare hat, fangen die Leute an, ihre Sexualität, ihr Geschlecht oder ihre Schönheit in Frage zu stellen.“

Rachel sagt: „Grundsätzlich stört es mich nicht als queer wahrgenommen zu werden, obwohl ich heterosexuell bin.“ Bloß manchmal beim Feiern war es frustrierend, da sie zu einem gewissen Grad schon von Männern wahrgenommen werden möchte. Meistens stört es sie aber nicht, denn oft ergeben sich dadurch andere schöne und interessante Begegnungen. Das ist bei Carolina ähnlich, sie wird zum Beispiel oft von Frauen auf die Haare angesprochen, die sie für den Mut bewundern.

Vorher dachte ich, meine Freundinnen hätten einfach aus Style-Gründen Lust auf den Buzzcut gehabt. Aber dahinter steht eine bewusste Auseinandersetzung damit, welche Bedeutung sie ihrem Aussehen, ihren Haaren und ihrer Femininität beimessen. Das macht mich nachdenklich und ich bewundere sie dafür, dass sie sich der tief sitzenden Abhängigkeit von Selbstwertgefühl, Bestätigung von Cis-Männern und Aussehen bewusst gestellt haben. Ein Buzzcut ist natürlich nicht der einzige Weg, und meine Haare werde ich, denke ich, vorerst behalten. Aber wie sie möchte ich mich stärker mit der Frage auseinandersetzen, warum und wann ich mich als Frau schön fühle.

African Fashion und Rassismus in der deutschen Modebranche

Beatrace Oola ist freie Kuratorin und Gründerin der Kreativplattform Fashion Africa Now, die sich für die Sichtbarkeit von Designer*innen afrikanischer Herkunft in der deutschen Modebranche einsetzt. Die UnAufgefordert hat mit ihr über strukturellen Rassismus in der Modeindustrie und die Schönheit der African Fashion gesprochen.

UnAuf: Wir sprechen gemeinhin von „afrikanischer Mode“, obwohl Afrika ein diverser Kontinent ist. Warum ist das so und siehst du Alternativen?

Beatrace: Ich spreche gerne von African Fashion oder Designer*innen afrikanischer Herkunft. Bei afrikanischer Mode handelt es sich um die direkte deutsche Übersetzung, aber African Fashion beschreibt eine selbstbestimmte Bewegung, die aus der afrikanischen, afrodiasporischen Perspektive heraus entstanden ist. Der Begriff beinhaltet die Vielfältigkeit, die unterschiedlichen Stile, Handwerkstechniken, und Textilien. Wir kennen ja Ethnofashion. Die ist zwar von afrikanischen und asiatischen Designs inspiriert, aber aus einer eurozentrischen Perspektive entstanden und überhaupt nicht mit African Fashion gleichzusetzen. Für Konsument*innen ist das, auf Grund ihrer Prägung, aber oft gar nicht sichtbar. Sie sehen oder hören „afrikanische Mode“ und haben automatisch Ethnobilder vor Augen. Deswegen sollte der Begriff der African Fashion auch so übernommen werden und nicht ins Deutsche übersetzt werden, weil er eben eine vielfältige, zeitgenössische, afrozentrische Bewegung beschreibt.

UnAuf: Was bedeutet Schönheit für dich?

Beatrace: Schönheit ist für mich etwas Ehrliches, etwas Akzeptierendes, ästhetisch aus unterschiedlichen Perspektiven, Zulässiges. Schönheit hat für mich auch etwas mit Spiritualität zu tun. Die ist in der African Fashion Bewegung sehr wichtig. Die Textilien haben Codes und eine versteckte Sprache. Indigo zum Beispiel durfte nicht jeder verarbeiten. Du musstest als Indigo Meister eine bestimmte Rolle in der Community erfüllen und bestimmte spirituelle Eigenschaften besitzen. Das ist eine Ebene, der in der westlichen Mode kaum Beachtung geschenkt wird.

UnAuf: Wo finden wir strukturellen Rassismus in der deutschen Modebranche?

Beatrace: Strukturellen Rassismus finden wir in der Modebranche institutionell, also in Unternehmen. Ein Beispiel ist die Frage, wo Schwarze Mitarbeiter*innen in der Modeindustrie vorkommen. Wie viele haben Führungsposition, wie viele sind in der Entscheidungsmacht? Das ist im deutschen Raum wirklich minimal. Bei Fashion Veranstaltungen stellen wir fest, dass weiß positionierte Organisationen die Förderungen erhalten. Viele denken, bei Rassismus in der Mode ginge es um Blackfacing oder, wenn wir keine schwarzen Models sehen. Der strukturelle Rassismus in Unternehmen ist aber oft unsichtbar und wird von wirtschaftlichen und politischen Agendas aufrechterhalten.

UnAuf: Was zeichnet die Arbeit deiner Plattform aus?

Beatrace: Fashion Africa Now ist ein Sprachrohr. Wir wollen kreative Sichtbarkeit aus einer afrodiasporischen, afrikanischen, Schwarzen Perspektive herstellen und das falsche Narrativ von African Fashion in Deutschland ändern. Es dient dazu, sich zu informieren, sich aber auch inspirieren zu lassen und Kooperationen stattfinden zu lassen. Wir arbeiten an unterschiedlichen Projekten, wie einem Podcast und unterschiedlichen Veranstaltungen, um für Kreative afrikanischer Herkunft Zugänge zur Modeindustrie zu schaffen, und andersherum.

UnAuf: Wie sieht für dich die ideale Zusammenarbeit mit Labels aus?

Beatrace: Ideale Kooperationen beruhen darauf, dass sie auf Augenhöhe stattfinden und unterschiedliche Perspektiven gleichwertig behandelt werden. Das fängt schon bei den Verträgen an. Wo liegt am Ende das Copyright? Auch der Profit sollte gleichermaßen verteilt sein. Denken wir intersektional? Behält am Ende eine weiß positionierte Organisation die Rechte an Publikationen? Es gehört dazu, genau hinzugucken, ob unsere Perspektiven wertgeschätzt werden und wir gleichberechtigt agieren oder ob ein Unternehmen Diversity nur als Marketingstrategie auf einer Checkliste abhaken möchte. Tatsächlich machen wir oft die Erfahrung, dass Unternehmen zwar unser Know-how wollen, aber aufgrund des Systems denken, sie könnten sich daran einfach bedienen. Es zeigt eine absolut ignorante Haltung.



Bildrechte: AWA MEITE Design

UnAuf: Inwiefern ist Schönheit für dich etwas Persönliches und inwiefern etwas Politisches?

Beatrace: Natürlich hat es immer etwas mit deiner Sozialisierung zu tun, was du schön findest. Es kann dabei einen großen Unterschied machen, ob du hier oder auf dem afrikanischen Kontinent sozialisiert worden bist. In afrikanischen Kulturen gelten zum Beispiel eine hohe Stirn, hohe Wangenknochen oder eine Zahnlucke als schön. Was in Deutschland als schön angesehen wird, beinhaltet auf jeden Fall noch kolonial geprägte Denkmuster. Menschen, die den Weißen Normen näher kommen, zum Beispiel *light-skinned* Personen, gelten eher als schön als *dark-skinned* Personen. Das zeigt sich auch in der Modeindustrie, zum Beispiel in Magazinen und Unternehmen. Schönheit richtet sich also nach den gängigen westlichen Normen.

UnAuf: Denkst du, dass struktureller Rassismus bei der Mode von jungen Menschen in Deutschland eine besondere Rolle spielt?

Beatrace: Wie kritisch junge Menschen sind und ob sie ein dekoloniales Denken an den Tag legen, ist natürlich an Bildung gekoppelt und daran, wie weit sie sich informieren können, also ob sie zum Beispiel studieren. Aber auch Student*innen wissen oft nicht, welche Folgen karitative Kleiderspenden für den afrikanischen Kontinent haben und dass Secondhand tragen im globalen Süden nicht die gleiche Bedeutung hat wie hier. Klar gibt es Öko-Fashion. Aber ein Label kann offiziell als nachhaltig gelten, auch wenn dieses Label den Überkonsum in afrikanische Länder exportiert. Die Nachhaltigkeitsdebatte ist also auch nicht davon gefreit, strukturellen Rassismus aufrechtzuerhalten. Bei diesen Dingen fehlt ein klarer Lehrauftrag, der jungen Leuten beibringt, was Überkonsum wirklich bedeutet.

UnAuf: Wo verläuft für dich die Grenze zwischen kultureller Wertschätzung und kultureller Aneignung?

Beatrace: Ich erkenne den Unterschied ganz klar daran, ob Credits gegeben werden. Wenn *weiß* positionierte Organisationen sich einfach einer Kultur bedienen, ohne auf den Ursprung zu verweisen, ist das etwas anderes, als wenn klar kommuniziert wird, woher die Inspiration kam. Ein gutes Beispiel ist Louis Vuitton. Das ist eine riesige Luxusmarke, die afrikanische Symbole benutzt, an die Community dafür aber nichts zurückgegeben hat. Weil sich in der westlichen Mode oft an afrikanischen Kulturen bedient wird, sind schon verschiedene kulturelle Stile im deutschen Raum präsent. Dazu gibt es aber keinen Kontext und das ist das Fatale.

UnAuf: Wie können Menschen, die von strukturellem Rassismus betroffen sind und in der Modeindustrie arbeiten, sich gegenseitig unterstützen?

Beatrace: Es ist auf jeden Fall hilfreich, wenn Menschen in einem Unternehmen zusammenkommen, um solidarisch miteinander zu sein. Auch, wenn sie nach außen gehen, um Plattformen wie Fashion Africa Now oder andere Black-Creative-Plattformen dazuzuziehen, die innerhalb ihres Unternehmens für mehr Sensibilisierung sorgen und Strukturen aufbrechen können. Dazu gehört aber auch viel Arbeit, die oft von Schwarzen Mitarbeitenden alleine abverlangt wird. Wenn ein Unternehmen sich tatsächlich solidarisch zeigen möchte, sollte diese Arbeit auch vergütet werden. Außerdem sind auch andere Mitarbeiter*innen in der Verantwortung, sich zu informieren.

UnAuf: Was war deine Lieblingskooperation und woran arbeitest du gerade?

Beatrace: Meine Lieblingskooperation war mit Wildling, wo es um das Thema kulturelle Aneignung ging. Ich habe dafür ein schönes Projekt mit einer nigerianischen Designerin kuratiert und am Ende ist ein Schuh dabei entstanden. Die Produktion hat teilweise in Nigeria stattgefunden und es war im Ganzen sehr sinnvoll. Gerade arbeiten wir an einem Programm mit dem Namen Fabric of a Shared Future, das letztes Jahr zum ersten mal stattgefunden hat. Es ist ein Austausch zwischen Hamburger Kreativen und Kreativen aus Kampala, die zusammen Kunst kreiert haben, die in Kampala präsentiert wurde und jetzt auch nach Hamburg zurückgespielt werden soll. Fabric of a shared future heißt, wir brauchen unterschiedliche Perspektiven an einem Tisch. Es geht also darum zu erfahren, was wir dabei noch verbessern können. Und ich glaube, solche Gespräche sollten auch auf dem afrikanischen Kontinent stattfinden.

UnAuf: Wann fühlst du dich am schönsten?

Beatrace: Ich fühle mich am schönsten, wenn ich eine innere Ruhe fühle und Kleidung trage, die meine Identität widerspiegelt. Ich style einfach super gerne und das geht meistens ganz schnell. Ich brauche nur dieses Gefühl von: Yes I'm ready! Auch für mich persönlich hat Schönheit etwas mit Spiritualität zu tun. Ich trage zum Beispiel meine Kauri-Muscheln in den Haaren, die für Schutz stehen und somit auch eine spirituelle Bedeutung haben.

Weltfremd und heuchlerisch

Lea Baumgarten (24, sie/ihr), Master Klassische Archäologie, findet Lilien schön.

Die Modeindustrie ist ein schrecklicher Ort. Tödliche Arbeitsbedingungen, unrealistische Körperbilder, umweltzerstörende Produktionen und nimmersatter Kapitalismus. Das sagte ich beim Fitting der Kollektion der Herbst-Winter Fashion Week 2024 in Paris zum Designer. Er stimmt mir überzeugt zu, aber ändert nichts.

Seit ein paar Jahren arbeite ich neben dem Studium als Model. Die Möglichkeiten, damit die Welt zu sehen und Geld zu machen, ist die Definition von *pretty privilege*. Bei einem Job verdiene ich oft ein Monatsgehalt, was oft, aber auch nur einmal im Monat passiert. Dazu bin ich mir bewusst, dass jeder Job der letzte gewesen sein könnte. Denn ob ich gebucht werde oder nicht, das liegt zu 90% außerhalb meiner Macht. Mehr Zeit als in die Jobs selbst wird deshalb in Vorbereitung und Castings gesteckt – nur, um dann wieder mit leeren Händen dazustehen. Aus dem eigenen Leben gerissen, alleine an einem fremden Ort, geht es nur um Aussehen, Wirkung und bei welchen Agenturen man ist.

Ich erzähle meiner Agentin, wie schlimm ich es finde, dass den Models gesagt wird, ihre Hüften seien drei Zentimeter zu breit. Sie stimmt mir zu: „*You know it's horrible, for the younger girls. It's sensitive. But the clients are very strict about it. So you know you have to take care of your figure. In a healthy way of course!*“ Damit es auch „in a healthy way“ abläuft, müssen während der Fashion Week alle Models von einem Arzt „untersucht“ werden. Er bestätigt, dass sie, beziehungsweise ihr Gewicht, gesund ist. Er fragt nach Gewicht und Größe, misst den Blutdruck und fragt nach Beschwerden. Drei Minuten später ist die Agentur von jeglicher Verantwortung befreit.

Die Agenten sind ein fundamentaler Teil der Modeindustrie. Sie suchen aus, wer unter Vertrag genommen wird, und wer den besten Kund*innen und Casting-Direktor*innen gezeigt wird. Gemeinsam bestimmen sie, welcher Typ und Körper gefragt sind.

Das Spinnrad der Modeindustrie

Was mich am meisten bei der Arbeit stört, ist die Haltung der meisten Beteiligten, die ignorant gegenüber ihrer eigenen Position im Rad der Modeindustrie sind.

Fashion-Leute mit chunky Silberringen, langen Mänteln und Loafers, tragen ihre Acai und Salad Bowls in Pappbehältern ins Studio durchs 1. Arrondissement in Paris. Nach noch einer weiteren Zigarette versammeln sich all diese Stylist*innen, Designer*innen, Assistent*innen und Praktikant*innen, mit schwarzem Kaffee in einem Raum. Hier stehe ich seit fünf Stunden auf zehn Zentimetern zwischen Spiegeln, Kleiderständern, Skizzen und Schnappschüssen an einer Pinnwand und den inzwischen gelehrten Pappbehältern. Während dem Fitting erzähle ich dem Designer, mein Problem mit der Industrie. Dieser entzieht sich der Verantwortung: „*Oh yes it's horrible, the mass production and child labour. I mean... It's fast fashion, right. It's bad quality also. It's so much better to create long lasting designs with good quality and good condition, that's important.*“

Er meint, die Anderen seien das Problem, die Fast-Fashion-Marken, nicht die renommierten Modehäuser. Seine Kollektion wäre langlebiger, mit nachhaltigen Stücken. Aber selbst wenn eine Marke nachhaltig handelt, treibt sie das Spinnrad voran.

Prestige-Modehäuser wie Chanel, Prada, Saint Laurent etc. geben die Entwicklung der Mode an. Sie füttern Ketten wie Zara, COS, Bershka. Es ist ein Wechselspiel von *Image* und *Commercial*. Das Eine kann nur mit dem Anderen überleben. Das Image der elitären Marken kreiert einen Raum für die kommerziellen Marken. Diese erweitern die Reichweite und den Markt, auf den das Image wiederum reagiert. Auch kleinere Brands brauchen diesen Kreislauf, um zu florieren. Selbst bei langlebigen Kunst-Einzelstücken, die von einem besser bezahlten Team aus nachhaltig erworbenen Stoffen kreiert worden sind. Mit steigender Beliebtheit kommen Aufmerksamkeit und Trends. Die unausweichliche Folge: Billig gemachte Kopien. Die originalen Designs bedingen die Produktion von preiswerten Gegenständen. Selbst Designer*innen, die ethisch und nachhaltig handeln, treiben die Industrie voran – Bella Hadid trägt nachhaltig produzierte Marken, Leute wollen aussehen wie sie, Shein bietet Produkte im gleichen Stil an.



Mode an sich ist eine wunderbare Kunst! Aber sie ist genauso Produkt wie Kunst. Sie wird zelebriert, hochgehalten und als künstlerisches Ausdrucksmedium glorifiziert. Doch Image-Fashion als Kunst, und Commercial-Fashion als kommerzielles Produkt können in unserer wuchernden Konsumgesellschaft nicht voneinander getrennt werden. Und die Kunst dahinter reicht nicht aus, um die Schattenseiten der Industrie zu legitimieren. Die Industrie ist geformt von schädlichen Körperbildern und Konsumtrieb, der durch Verschwendung von Ressourcen und Produkten, Ausbeutung der Arbeitskräfte und Umweltverschmutzung lebt. All das wird in unserem globalen kapitalistischen System immer weiter wachsen, wenn niemand die Verantwortung übernimmt und etwas ändert.

Designer*innen, die meinen, ihre Kunst würde das Schlechte der Industrie nicht bedienen, sind delusional. Es darf nicht vergessen werden, dass die zwei Seiten – das Schöne und das Schreckliche – in einer unausweichlichen Symbiose stehen.

Glorifizierung und Revolution

Auch ich bin Teil dieser Symbiose. Denn obwohl ich die Modeindustrie hasse – für die richtige Bezahlung würde ich wahrscheinlich wieder einen Job annehmen.

Es geht nicht darum, Mode zu verteufeln, sondern den Nebel der Glorifizierung aufzudecken. Dass es eine blutige Kunst ist, muss den Schaffer*innen und Konsument*innen bewusst sein. Und hoffentlich motiviert das Bewusstsein dazu, mit dem Konflikt realitätsbezogen zu leben und zu verstehen, dass die Spitze der Modewelt nicht erstrebenswert und glamourös ist.

Die meisten Kreierenden und Konsumierenden können nichts für das zerstörerische System. Sie sind nur Bauern auf dem Schachbrett. Doch zu denken, dass die eigene Schuldlosigkeit auch die Verantwortung nimmt, das ist Heuchelei. Mitzuspielen und Kleinbei zu geben, nur weil andere die Regeln erfunden haben. Das ist nur möglich, wenn man weltfremd oder heuchlerisch ist.

Bei jedem Job schreit mein Gewissen, dass ich Letzteres bin. An den Tagen, an denen ich doch arbeite, gehe ich gegen meine eigenen Prinzipien. Doch statt mein Gewissen zu beruhigen, versuche ich, mir des Konflikts bewusst zu sein. Denn ohne das Bewusstsein über die Problematik würde sich nie etwas ändern. Jede anfangs unbequeme Änderung ist dabei angenehmer, als zu dulden, welches Leid in dieser Industrie kriert wird. Es geht um die Änderung im Konsumverhalten und Bewusstsein. Nicht blind die Kunst zu preisen, wenn man über die neuen Kollektionen redet. Sich erinnern und vermitteln, dass es keine unschuldige Kunst ist. Die eigene Moral nicht für eine gerade beliebte Hose über Bord werfen. Sowieso weniger kaufen und nicht sagen, dass man etwas Neues braucht, wenn es nur ums Aussehen geht. Wenn möglich Second Hand kaufen oder von verantwortungsbewussten Marken und sich nicht von jedem Trend, blind den Kopf verdrehen lassen. Das Gute, sowie Schlechte parallel sehen und sich nicht vor Schönheit blenden lassen!



Illustration: Giji González Higgins

Pretty little Killers: Darf man Verbrecher sexy finden?

Mara Buddeke (sie/ibr, 27), Master Europäische Literaturen, findet Korallenriffe schön.

Von Liebesbriefen an Serienmörder bis „hot felon“-Memes: Manche Kriminelle werden trotz der Schwere ihrer Taten romantisiert. Warum eigentlich?

Als im Dezember 2024 der Mugshot des vermeintlichen Mörders Luigi Mangiones veröffentlicht wurde, war das Internet außer sich. Innerhalb kürzester Zeit kursierten Memes und KI-generierte Porträts in den sozialen Medien, Fan-Accounts sammelten Tausende Follower, Merchandising-Shops verkauften T-Shirts mit der Aufschrift „I can fix him“ – bedruckt mit einem Urlaubsfoto Mangiones, oberkörperfrei. Er sei „too hot to convict“, heißt es in den Kommentaren. Woher kommt der Hype um einen mutmaßlichen Mörder?

Mangione ist bei Weitem nicht der*die erste Angeklagte mit einem außergewöhnlichen Fanclub. Bereits in den 80er-Jahren erhielt der Serienmörder Ted Bundy Fanpost im Gefängnis, während die Sexualstraftäterin Debra Lafave mutmaßlich eine mildere Strafe erhielt, weil sie „zu schön fürs Gefängnis“ war. In den sozialen Medien gewann das Phänomen des „hot felon“ weiter an Fahrt, als 2014 das Polizeifoto von Jeremy Meeks viral ging – und ihm nach seiner Freilassung zu einer Karriere als Model verhalf. Auch nach dem Kunstraub im Louvre machten gefälschte Mugshots die Runde, die für Furore auf TikTok sorgten. „Can extremely hot men stop committing high profile crimes?“, fragte ein User in einem Video. „Because it’s testing my morality.“

„God forbid shawty slayed“

Die Psychologie kennt dieses Begehren seit Langem. Der Begriff der Hybristophilie, geprägt vom Psychologen John Money in den 1980er-Jahren, beschreibt eine sexuelle oder romantische Anziehung zu Personen, die schwere Straftaten begangen haben. Abgeschwächte Formen lassen sich online beobachten. Laut einer Studie, die das hybristophile Verhalten von Gen Z-Frauen* auf TikTok untersucht, spielt der Halo-Effekt eine große Rolle: Wenn der Straftäter gut aussieht, werden auch seine Verbrechen in Videos und Kommentaren kleingedredet. Einige Frauen* romantisieren antisoziale Persönlichkeitsstörungen, andere idealisieren die Loyalität der Täter gegenüber ihren Partner*innen.

Durch Filme und Serien wird dieser Effekt nur verstärkt: Schauspieler wie Zac Efron (Ted Bundy) und Zach Villa (Richard Ramirez) werden häufig mit den realen Verbrechern assoziiert, die sie darstellen. Auch True Crime-Podcasts, die Biografien und Motive von Kriminellen ausleuchten, können Empathie fördern. Die wenigstens Fans sind jedoch aktiv hybristophil und kontaktieren die Inhaftierten – meist bleibt es bei bewundernden bis ironischen Kommentaren.

Auffällig ist: Forschung und Popkultur konzentrieren sich fast ausschließlich auf heterosexuelle Frauen, die sich zu männlichen Kriminellen hingezogen fühlen. Zwar seien es auch vor allem die Mugshots junger Männer, die viral gehen, bestätigt die Medienwissenschaftlerin Tanya Horeck in der Zeitschrift *Celebrity Studies*. Auf Plattformen, die Fahndungsfotos sexualisieren, tauchen jedoch hauptsächlich Bilder junger Frauen* auf. Eine solche Nische bedient der kontroverse Instagram-Account @mugshawtys mit fast zwei Millionen Abonnent*innen. Der Betreiber postet Mugshots von Frauen* – jung, konventionell attraktiv, meistens weiß. Und immer ohne deren Einverständnis. Auch hier werden Straftaten in den Kommentaren bagatellisiert oder parodiert. Die überwiegend männlichen Follower*innen bewerten die Attraktivität der Frauen* und reißen die immer gleichen Witze: „The only thing she stole was my heart“; „Keep her your honor“; „God forbid shawty slayed“. Oder, unter den Fotos von BIPOC: „call ICE“ und „probably illegal“.

Weißer Unschuld, Schwarze Kriminalität?

Auch Luigi Mangione – der als einziger Mann ebenfalls auf @mugshawtys auftaucht – profitiert von einer Gesellschaft, die bei weißen Menschen eher mal ein Auge zudrückt. Während Mugshots schwarzer Männer* in der Berichterstattung routinemäßig gezeigt werden und sie häufig auf einen kriminellen Typus reduzieren, erscheinen die Gesichter weißer Männer* deutlich seltener – und wenn, dann oft eingebettet in private Fotos, die sie vermenschlichen, so Horeck. Laut einer Studie des Mediendienstes Integration betrifft das auch die deutsche Presselandschaft: Über Gewalttaten von Ausländer*innen wird deutlich häufiger berichtet, als es ihrem Anteil in der polizeilichen Kriminalstatistik entspricht. Tatverdächtige aus muslimisch geprägten Herkunftsländern seien besonders überrepräsentiert.

Wer glaubt denn das alles.*

Auch in Mangiones Fall hätte das Narrativ deutlich anders ausgesehen, wäre er Schwarz gewesen, bestätigt Joseph Richardson, Professor für Afroamerikanistik, dem Guardian. Stattdessen wird Mangione in Memes wahlweise zum Heiligen oder zum „italienischen Hengst“ stilisiert. Auch in der queeren Community sorgten Gerüchte um seine angebliche Bisexualität für zusätzlichen Hype.

Sympathie erntete Mangione sicherlich nicht nur aufgrund seines Aussehens, sondern weil er wegen des mutmaßlichen Mordes am UnitedHealth-CEO Brian Thompson als moderner Robin Hood gefeiert wird. Sein angebliches Manifest gegen das korrupte Gesundheitssystem wird als Akt der Auflehnung interpretiert – nicht etwa als mögliches Beweismittel. Der Kriminalfall wurde zu einem Entertainmentsspektakel aufgeblasen, an dem jede*r mit Memes, TikToks und Verschwörungstheorien teilnehmen kann. Die eigentliche Schwere des Falls wird dabei bagatellisiert. Dass Luigi Mangione jung, weiß und attraktiv ist, erklärt nicht nur den Hype um seine Person – sondern auch, wessen Geschichten in digitalen Öffentlichkeiten gehört werden und wessen nicht.



Illustration: Valentina Corredor

Premierenvorschau
Spielzeit 2025/26

»Egal«
von Marius von Mayenburg
Regie: Marius von Mayenburg
Premiere: 8. Januar 2026

*aus: »Salome«
von Einar Schleef
nach Oscar Wilde
Regie: Michael Thalheimer
Premiere: 6. Februar 2026

»Der Geizige«
von Molière
Regie: Thomas Ostermeier
Premiere: 2. April 2026

»Bluets«
von Maggie Nelson
Regie: Katie Mitchell
Premiere: 15. April 2026

Festival Internationale
Neue Dramatik (FIND)
16. bis 26. April 2026

schaubühne

Karten: 030 890023, www.schaubuehne.de, Schaubühnen-App

Die Ästhetisierung des politischen Kampfes

Maxim Louis Casimir Gocht (23, er/ibm), Bachelor Kulturwissenschaft und deutsche Literatur, findet den Duft von Lindenblüten und Vogelgezwitscher auf dem Heimweg schön.

19 Siege und null Niederlagen. So läuft der Kampf des Zentrums für politische Schönheit, laut eigenen Angaben gegen die AfD. Schon 19-mal versuchte die Partei, die aktivistische Gruppe vor Gericht zu zerren, und 19-mal lautet das Urteil wie folgt: Freispruch im Namen der Kunstfreiheit. Doch wer sind die Aktionskünstler*innen vom Zentrum für politische Schönheit und was macht sie für Björn Höcke zu Terrorist*innen?

Wer sagt, er habe vom Zentrum für politische Schönheit (ZPS) nie etwas gehört, sagt vermutlich die Wahrheit, und das, obwohl sie wohl eine der lautesten Stimmen der politischen Landschaft sind. Was auch im Sommerinterview 2025 mit Alice Weidel kaum zu überhören war.

Seit 2009 treibt das ZPS die kreative Revolution voran. Gegründet vom Politikwissenschaftler Philipp Ruch bekämpfen die Aktionskünstler*innen AfD und die menschliche Verrohung mit allen Mitteln der Kunstfreiheit. „Mit Phantasie die Wirklichkeit verändern,“ so ihr Motto im Kampf für „radikalen Humanismus“. Was das bedeutet? Das ZPS findet, dass der Kampf um Menschenrechte zu höflich geführt wird. Die Frage nach Menschenrechten ist für sie keine Bitte, sondern eine Forderung. Doch wie kann der friedlich-kreative Kampf um Menschenrechte aussehen?

Der Kampf gegen die AfD

Björn Höcke, ehemaliger Geschichtslehrer und Shootingstar der AfD mit zweifelhaften Ansichten, bekommt Nachhilfe im eigenen Garten. Im Januar 2017 hielt Höcke die „Dresdner Rede“, in dieser lamentierte er darüber, dass das deutsche Volk das einzige sei, welches sich ein „Denkmal der Schande“ in die eigene Hauptstadt gebaut habe. Dies sorgt vor allem beim ZPS für Empörung, aber auch zur Planung eines ganz großen Coups. Am 22. November ist es soweit: Vorhang auf! Im Nachbargarten von Björn Höckes Pfarrhaus ist unbenutzt ein Nachbau des Denkmals für die ermordeten Juden Europas entstanden. Die Aktionskünstler*innen haben 24 Betonstelen auf dem im Februar gekauften Grundstück aufgebaut. Drei Tage später platzt Höcke öffentlich der Krone. Für ihn ist klar: „Wer so etwas tut, ist ein Terrorist. Das Zentrum für Politische Schönheit ist keine Künstlergruppe, sondern eine terroristische Vereinigung!“

Fast Forward: Wahlkampf 2025

Die neue Hoffnung der AfD, Alice Weidel, sitzt im ZDF-Sommerinterview. Erst wirkt alles ganz normal. Doch langsam wird es laut. Auf der anderen Seite der Spree hat sich eine Demo formiert, die lautstark gegen Weidel skandiert. Das ist vielleicht ein Störfaktor, der das Interview aber nicht unterbricht. Dann rollt das ZPS mit sei-nem brandneuen Adenauer SAP+ auf und schmeißt die Lautsprecher des Polizeibusses an. „Scheiß AfD, Scheiß AfD“ dröhnt es in ohrenbetäubender Lautstärke. Alice Weidel versucht, die Fassung zu behalten, ist jedoch kaum noch zu verstehen. Das Herzstück des erstiegenen Gefangenentransporters sind die umfunktionierte Zellen, in denen über 4.000 Beweise für die Verfassungsfeindlichkeit der AfD ausgestellt werden. Mit diesem Gefährt begleitete das ZPS über 50 Versammlungen, nicht zuletzt die Großdemonstration in Gießen, bevor die Polizei den Bus unrechtmäßig beschlagnahmte.

CDU kriegt einen Denkmalsatz verpasst

Eine der letzten ZPS-Aktionen verlief ganz leise. Am 2. Dezember 2025 steht vor der Bundeszentrale der CDU in Berlin-Mitte plötzlich eine Bronzestatue von Walter Lübcke. Der ehemalige CDU-Politiker wurde in der Nacht zum 2. Juni 2019 von einem AfD-Anhänger in seinem Garten per Kopfschuss ermordet. Grund für diese Tat war mutmaßlich die CDU-untypische Linie, die Lübcke in der Migrationspolitik fuhr. Mit der Statue will das ZPS an Walter Lübcke und progressive Strömungen in der Partei erinnern, gerade weil die CDU in letzter Zeit vermehrt mit der AfD zusammenarbeitete. Doch auch diese Aktion stößt nicht nur auf Zuspruch. Zwischen Vorwürfen der Geschmacklosigkeit und des Rufmords bis hin zu voller Zustimmung sind alle Reaktionen dabei.

Podcast mit Ex-Nazi

Doch das ZPS fällt nicht nur positiv auf. Im Oktober 2025 sitzt Ewald Ahrens, das mutmaßliche Mastermind hinter dem Social-Media-Erfolg Maximilian Krahs, im ZEITSTURZ Podcast. Über drei Stunden redet er mit Philipp Ruch. Die Themen: Taktiken gegen die AfD, Ahrens' ehemalige Aufgaben, geheime Verbindungen und vieles mehr. Doch ein Punkt scheint kurz zu kommen. Wenige Monate zuvor sitzt Ahrens auch im Podcast *Unscripted by Ben* und redet dort vier Stunden über Rassenlehre, Ideologie und ein Sammelsurium an rechten Verschwörungstheorien.

Lern mehr draus.

Darin scheint er so bewandert, dass er noch Stunden weitermachen könnte. Vier Monate später sitzt der selbst erklärte AfD-Aussteiger beim ZPS und verkündet seine Heilung. Er habe erkannt, dass seine Einstellung schädlich war, und habe sich dazu entschieden, nicht mehr rassistisch zu sein. Auch die Verlogenheit Krahs habe ihn dazu bewegt. Doch kann jemand, der nur vier Monate zuvor augenscheinlich bis zum Hals im ideologisch braunen Sumpf steckte, sich so schnell ändern? Sollte man so jemandem so schnell eine solche Bühne bieten? Der Umgang mit Ahrens wirkt nur selten wirklich differenziert oder kritisch. Es wirkt fast so, als wäre Ruch von der Hoffnung auf die Geheimwaffe gegen die AfD geblendet und würde darüber die Fähigkeit, sein Gegenüber kritisch einzuordnen, verlieren. Ob Ahrens tatsächlich die Seiten gewechselt hat oder nun ein doppeltes Spiel führt, wird sich zeigen.

Ist das Kunst oder kann das weg?

Egal ob im positiven oder negativen Sinne – die Aktionen des Zentrums für politische Schönheit sorgen für Aufmerksamkeit, und das im großen Stil. Doch wie weit darf Kunst gehen? Laut der Website des ZPS haben sie bereits über 30 Prozesse im Namen der Kunstfreiheit gewonnen. Rechtlich scheint alles geklärt, aber wie verträgt sich das mit der Demokratie?

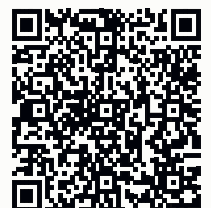
Oftmals ist der Kern der Aktionen eine einfache Spiegelung mit anschließender Überspitzung. Die Rhetorik des ZPS ist keine neue, die Umsetzung davon schon eher. Statt auf blanken Protest zu setzen, versuchen sie, diesen auch ästhetisch ansprechend zu machen. So verarbeiten sie schockierende Aussagen und Umstände, teils rhetorisch/künstlerisch überspitzt und setzen sie in eine auch visuell erfahrbare Form des Protests um. Von reinem Populismus und Hetze kann also nicht gesprochen werden. Treffender wäre eine künstlerische Auseinandersetzung mit dem gegenwärtigen politischen Geschehen. Das sorgt nicht nur für Aufmerksamkeit, sondern sieht dabei auch noch schön aus.

Doch niemand ist perfekt, den Umgang mit Ahrens sollte man kritisch einordnen und hinterfragen, ob mit jedem, der einem im Kampf gegen die AfD hilfreich sein könnte, geredet werden muss.

Was dem ZPS zugute gehalten werden muss, ist, dass sie friedlich agieren: Gewalttätige Ausschreitungen gab es noch nie. Sie haben ein Ziel, und das verfolgen sie konsequent. Mit allen Mitteln, die ihnen die Kunstfreiheit zur Verfügung stellt, kämpfen sie für die Zukunft und gestalten diesen Kampf dabei künstlerisch – so bringen sie die Schönheit in ihren politischen Protest.



Nomos



Das gesamte
Programm

Studienliteratur
Sommersemester 2026

Brutal schön

Die Ästhetisierung von Gewalt in Filmen

Finn Oster (19, er/ihm), Bachelor Geschichte und Chemie mit Lehramtsbezug, findet die Reflexion vom Ampellicht in Pfützen schön.

Ob Action, Horror oder Thriller: Gewalt zieht sich durch die gesamte Kinolandschaft. Teilweise roh und ungeschönt, dann wieder hoch ästhetisiert, sexualisiert oder perfekt durchchoreografiert. Aber darf man etwas Schreckliches wie Gewalt überhaupt schön darstellen?

Die Bundeszentrale für politische Bildung bezeichnet Gewalt als „den Einsatz von physischem oder psychischem Zwang gegenüber Menschen sowie die physische Einwirkung auf Tiere oder Sachen.“ Die Definition unterscheidet nicht nur zwischen physischer oder psychischer Gewalt, sondern auch zwischen Unterarten, wie sexueller, häuslicher, sozialer, ökonomischer und angedrohter Gewalt. In Medien finden wir all diese Formen wieder, nur werden sie in verschiedenen Kontexten genutzt und auch in unterschiedlichem Maße ästhetisiert. Von ästhetisierter Gewalt sprechen wir, wenn schöne Bilder grausame Brutalitäten zeigen und sie dadurch verharmlosen. Sie findet sich in Filmen, die auf eine einstudierte Choreographie, den Bombast von großen Explosionen und actionreichen Schießereien setzen oder die realistische Gewalt mit schönen Farben geschmückt und mit lieblicher Musik unterlegt darstellen.

Der Zweck der Gewalt

Bildgewaltig und faszinierend: *Apocalypse Now* gehört zu den wichtigsten Kriegsfilmern jemals. Eigentlich widersprüchlich, wenn doch am laufenden Band Kriegsverbrechen gezeigt werden. Coppola spielt mit Übertreibung, Stilisierung und Komik, um so die Perversion der unermesslichen Gewalt des Vietnamkrieges bloßzustellen. Die Ästhetisierung der Kriegshandlungen ist elementar für seine Wirkung. Genauso ist eine ästhetische Darstellung von Gewalt oft ein wichtiger Bestandteil der Handlung und damit auch der Aussage eines Filmes. Sie schafft eine Distanz zu den Geschehnissen und bietet Gelegenheit zur Reflexion.

Ganz abgesehen von den ästhetischen Gesichtspunkten, denn Actionfilme beispielsweise leben von schön eingefangenen Gewaltmontagen und gehören dabei zu den erfolgreichsten Vertretern des Blockbusterkinos. Das Spektakel in Filmreihen wie *James Bond* oder *Mission Impossible* basiert auf der Verharmlosung von Gewaltexzessen und das nicht etwa als Kritik oder selbstreflexive Auseinandersetzung, sondern aus reiner

Unterhaltung. Aber auch aus handwerklicher Sicht kann man bestimmten Darstellungen von Gewalt etwas abgewinnen. Wenn *The Raid* mit nahezu perfekten Martial-Arts-Choreographien besticht, dann ist das nicht nur eine Verbeugung vor dem Sport und der damit verbundenen Kultur, sondern auch eine Zurschaustellung des menschlichen Könnens.

Selbst wenn die Darstellung von moralisch verwerflichen Praktiken in einem von der Gesellschaft als ästhetisch empfundenen Rahmen liegt und dies ambivalente Gefühle in uns auslöst, ist das kein moralischer Fehler der Filmkunst, sondern eine Stärke, die uns einzigartige Perspektiven bieten kann. Die Ächtung von ästhetisierter Gewalt wäre ein massiver Eingriff in die Kunstfreiheit und würde das Publikum entmündigen, das sich durchaus eigene Gedanken machen und den eigenen Medienkonsum hinterfragen kann.

Die Schattenseiten

Es gibt natürlich auch berechtigte Kritik, die sich nicht nur auf moralische, sondern auch auf wissenschaftliche Aspekte bezieht. Es gilt als bewiesen, dass der Konsum von gewalthaltigen Medien zu Abstumpfung und Gewöhnung führt. Das wirkt sich unter anderem auch auf unsere moralischen Bewertungsmaßstäbe im realen Leben aus und kann dazu führen, dass Situationen falsch eingeschätzt und Hilfe nicht gewährt wird. Diese Erkenntnisse gelten allerdings für jegliche konsumierte Gewalt und sind demnach nicht auf ästhetisierte Gewalt beschränkt – Ganz im Gegenteil zur Verharmlosung, die mit dem Ästhetisierungsprozess einhergeht.

Durch eine Ästhetisierung wird die Gewalt abgeschwächt und erträglich gemacht, um einem großen Publikum zugänglich zu werden. Dabei fällt es leicht, in Respektlosigkeit gegenüber Opfern von realer Gewalt zu verfallen, insbesondere wenn die Handlung auf realen Ereignissen basiert. Die Ausschlichtung von Gewaltverbrechen wiegt besonders schwer, wenn sie aus der Perspektive der Täter erzählt wird, Stereotype reproduziert oder sich speziell gegen marginalisierte Gruppen richtet. Schwierig wird es, wenn die Ästhetisierung nicht mehr als ein Mittel zur kritischen Distanz genutzt wird, sondern zur Verdrängung von realen Problemen. Denn dann schlägt eine kritische Auseinandersetzung in stumpfen Konsum um.



Bildrechte: Meteor Film

Gewaltkritik im Film

Beschäftigt man sich mit Gewalt im Film, kommt man um einen Regisseur nicht herum: Michael Haneke. Einer seiner bekanntesten Filme ist wohl der 1997 erschienene *Funny Games*. Eine Familie fährt in ihr idyllisches Ferienhaus und wird dort von zwei jungen, sehr höflichen Männern in sadistische Folterspiele verwickelt. Dabei brechen die Folterer mehrmals die vierte Wand und stellen dem Publikum unangenehme Fragen, indem sie dessen Sehverhalten hinterfragen. Haneke fordert uns heraus, er spielt mit gängigen Klischees des Horror- und Thrillerkinos, zeigt aber dennoch nie direkt den gewaltvollen Akt. *Funny Games* ist eine Warnung an uns: Gewalt im Film, egal ob ästhetisch oder nicht, sollte niemals unkritisch konsumiert werden und wir sollten uns bewusst sein, dass unsere Sehgewohnheit sich auch auf die Realität auswirkt.

Dialog aus *Funny Games* (1997)

Und wo ist jetzt dein Held? In der Wirklichkeit oder in der Fiktion?

Seine Familie ist in der Wirklichkeit und er in der Fiktion.

Aber die Fiktion ist doch wirklich.

Wieso?

Ja, du siehst sie doch in dem Film, oder?

Na klar!

Dann ist sie genauso wirklich, wie die Wirklichkeit, die du genauso siehst, oder?

Zwischen Jugendschutz und Kunstfreiheit

Ist es also vertretbar, Gewalt zu ästhetisieren? Rein wissenschaftlich konnte kein kausaler Zusammenhang zwischen dem Konsum von gewalthaltigen Medien und aggressiven Gedanken, Emotionen und Verhaltensweisen bewiesen werden. Allerdings wurden geringe kurz- und langfristige Folgen festgestellt, die vor allem Einfluss auf Kinder haben. Die Verantwortung liegt also bei den Erziehungsberechtigten, Hilfsmittel wie etwa die FSK-Einstufung zurate zu ziehen, um Schaden abzuwenden.

Moralisch gibt es natürlich kein einfaches Ja oder Nein auf diese Frage, dafür ist unsere subjektive Einstellung zu Schönheit und Gewalt zu verschieden. Allein die Frage, ab wann Gewalt ästhetisch ist oder ob es so etwas überhaupt gibt, wird jeder Mensch für sich selbst beantworten müssen. Wir geben den Filmschaffenden viele Rechte und viel Spielraum, dafür zahlen wir den Preis der Eigenverantwortung. Filmemacher*innen tragen die Bürde, mit ihren Freiheiten gewissenhaft umzugehen und wir als Publikum tragen wiederum die Verantwortung, jene Filme zu würdigen, die – ganz im Sinne Hanekes – Gewalt respektvoll und vor allem kritisch betrachten, Filme, die etwas aus diesen Freiheiten machen und sie nicht kommerziell oder ideologisch ausschachten. Was nun moralisch vertretbar ist und was nicht, hängt immer vom Kontext, aber auch von den Rezipienten ab. Deshalb kann man keine klaren standardisierten Grenzen ziehen, sondern muss sich in jedem Fall eine eigene Meinung bilden.

Schönheit im Schmerz

Rayo (M.) Roth (dey/deren, 23), Bachelor Philosophie und Sozialwissenschaften, findet „wilde“ Natur schön.

Schmerz kann innerhalb von einvernehmlicher Intimität und Sexualität etwas Schönes sein. Was hat das mit Verletzlichkeit und „sich zeigen dürfen“ zu tun? Und wie kann bei all dem Konsens sichergestellt werden? Darüber spreche ich mit Avik*. Mensch spielt im BDSM leidenschaftlich mal oben, mal unten und ist viel in der Fessel-Community unterwegs.

UnAuf: Avik, wie hast du entdeckt, dass BDSM für dich spannend ist?

Avik: Seit ich einen Bezug zu meiner eigenen Sexualität habe, möchte ich sie erforschen. Ich spüre einen Sog, der mich neugierig macht, Neues zu erfahren und zu lernen. Bei „konventionellem“ Sex genoss ich zwar die Nähe, aber mein Kopf fing an zu wandern, ich konnte nicht wirklich präsent sein. In mir kam die Frage auf, ob ich asexuell sein könnte. Meine erste Erfahrung, die ich dem BDSM-Spektrum zuordnen würde, lebte von einem Machtgefälle. Ich war auf einmal vollkommen im Moment, konnte Vulnerabilität zulassen, Hingabe spüren und mich fallen lassen. Auch Scham, Unsicherheit und Angst waren Teil des Spiels. In solch einem Setting sind diese intensiven Gefühle und Zustände für mich spannend und hot. In all diesen Emotionen wurde ich von meinem Gegenüber gesehen und ernst genommen. Das ließ mich so schön und ganz fühlen. Darin lag eine Vollständigkeit meines Selbst, die bei konventioneller Sexualität für mich bisher gefehlt hatte.



UnAuf: Wie fühlt sich das Erfahren von Schmerzen in einem BDSM-Spiel für dich an? Was ist das Schöne daran und welche Gefühle kommen dabei hoch?

Avik: Unten Spielen ist für mich eng verbunden mit intensiven körperlichen Reizen. Wenn ich Schmerzen erfahre, habe ich keine andere Wahl, als im Moment zu sein. Im Hier und Jetzt zu sein bedeutet dabei, die Gegebenheiten anzunehmen und dadurch loslassen zu können. Fast wie eine Achtsamkeitsübung, in der ich lerne, weich zu werden und Widerstände loszulassen. Gleichzeitig mochte ich schon immer die Herausforderung sportlicher Intensität, was für mich Parallelen zu Aspekten meines BDSM hat. Bei beidem komme ich in meinen Körper und kann den Alltag vergessen. Außerdem geht es im BDSM für mich um Authentizität und Sichtbarkeit. Auch das kann im Kontrast zum täglichen Leben stehen, in dem wir in der Uni oder auf der Arbeit performen müssen. Beim *Spielen* hingegen mache ich mich emotional nackt. Ich darf verletzlich und bedürftig sein. Darf und kann meine Empfindungen ungefiltert nach außen tragen. Diese Expressivität lässt mich gesehen fühlen. Ich bin in der kompletten Aufmerksamkeit der *oben spielenden* Person und erlebe darin auch eine wunderschöne Fürsorge. Diese Dynamik erfordert für mich viel Vertrauen und wirkt dadurch auch sehr verbindend. Auch ist das Spiel mit Schmerzen ein Lernfeld für mich, da ich übe, mit mir selbst ehrlich zu sein, meine Grenzen zu spüren und für mich sprechen zu können.



Untertitel Foto: Avik* und

UnAuf: Schmerz ist ja eigentlich etwas ziemlich Unangenehmes. Wie unterscheidet sich dieser im Rahmen eines BDSM-Spiels von ungewolltem Schmerz?

Avik: Im Alltag versuchen die meisten, Schmerz zu vermeiden. Wir lehnen ihn ab. Auch ich finde Verletzungen, die aus Versehen passieren, doof und unangenehm. Sehr konträr dazu steht die Erfahrung von Schmerz, der sich gut anfühlt. Im BDSM handelt es sich um ein *freiwilliges* Erleben, wobei die Kontrolle darüber, was empfunden wird, letztlich behalten wird. Das kann ein sehr empowerndes Gefühl sein und steht im Gegensatz zu der Ohnmacht bei Schmerzen, für die wir uns eben nicht entschieden haben.

Intensive Reize, beispielsweise Schläge/feste Griffe/Seile in einer unbequemen Position, sind beim BDSM in eine Szenerie eingebunden und werden nicht nur wegen ihrer selbst genutzt. Sie können Auslöser für weiterführende Empfindungen wie Nähe, Stolz oder Erregung sein. Trotzdem ist es wichtig, Schmerzen auch als Schutzmechanismus anzuerkennen und Signale des Körpers ernst zu nehmen. Es kann zwischen gutem und schlechtem Schmerz unterschieden werden. Löst etwas gerade eine ungewollte, ernsthafte Verletzung aus oder ist es eine Challenge, die ein gutes Gefühl zur Folge hat? Ich sehe das Erkunden von Schmerzen als Grenzspiel an, das durch starkes Vertrauen Nähe schaffen kann.



eine befreundete Person

UnAuf: Und andersrum, was ist für dich daran schön, in einem konsensuellen Rahmen Menschen Schmerzen zuzufügen?

Avik: Für mich steht beim *Spielen* selten Schmerz allein im Fokus. Wenn ich *oben spiele*, geht es mir um das Kreieren einer Dynamik, in der sich Spielpartner*innen fallen lassen können. Ich habe die Kontrolle, kann mich ausdrücken und kreativ mit den Empfindungen meines Gegenübers *spielen*. Diesen Raum für einvernehmliche Lenkung und Suggestion zu schaffen, ist ein bisschen wie das Spielen damals in der Grundschule. Für den

Moment ist die Geschichte, die wir einander erzählen, echt – sie ist alles, was zählt. Auf der Metaebene wissen wir aber, dass es sich um ein Spiel handelt.

Innerhalb einer *BDSM-Session* können Schmerzen ein Tool sein, um viele Emotionen auszulösen, die sich durch Laute, Gesichtsausdrücke und Körperhaltung zeigen. Zu beobachten, wie Menschen sich hierbei fallen lassen und dadurch weich werden, berührt mich so sehr. Dass sie mir diese Zugänge eröffnen, ist ein so schönes Geschenk und holt mich wahnsinnig doll ab. Ich lasse in einem einvernehmlichen Spiel ein bewusstes Machtgefälle entstehen, unter anderem, indem ich eine Bedürftigkeit bei Spielpartner*innen erzeuge, beispielsweise durch Schmerzen, um sie im Nachgang wieder liebevoll auffangen zu können.



UnAuf: Das klingt nach starker Einflussnahme und der Notwendigkeit, klar zu kommunizieren. Wie kann Konsens im BDSM sichergestellt werden?

Avik: Ich habe den Eindruck, dass das Konzept *Konsens* mittlerweile bei vielen Menschen angekommen ist. Ich denke, zu wirklichem Einvernehmen gehört aber deutlich mehr, als standardmäßig damit in Verbindung gebracht wird. Konsens geben beginnt, bevor wir in Kontakt mit anderen treten. Er fängt bei uns selbst an und dem Ausmaß, wie wir uns wahrnehmen können. Wie klar können wir ein „ja“ oder „nein“ in unserem Körper spüren? Haben wir die Sprache dafür, dies anderen mitzuteilen?

Ich möchte mich außerdem auf das Konzept *rack*, also „risk-aware consensual kink“ aus der BDSM-Community beziehen. Das, was wir tun, ist eine intensive Praxis, die häufig körperliche und emotionale Risikofaktoren birgt. Sich dessen bewusst zu sein ist unfassbar wichtig für ein verantwortungsvolles Zustimmen von Spielenden. Zudem sollte vor dem *Spielen* ein *Safe-word* vereinbart werden, mit dem die *Session* im Notfall jederzeit sofort abgebrochen werden kann. Auch hilft es, den *Approach* zu klären, also darüber zu sprechen, was unser Gegenüber von einer *Session* erwartet. Wie möchte die Person gesehen werden, welche Gefühle möchte sie erleben? Während des *Spielens* hilft es, wenn wir alle Anteile von uns zulassen können, indem wir unseren Empfindungen Ausdruck verleihen und dabei auch nonverbal kommunizieren. Das kann ein Stöhnen, ein verzerrtes Gesicht oder ein Wimmern sein – auch als Release. Schließlich ermöglicht *After-care* (Nachsorge einer Session, beispielsweise durch Kuscheln) inklusive Gespräche über Erlebtes Transparenz und mehr Sicherheit für weitere Begegnungen.

*Name von der Redaktion geändert



2 €
statt 3,99 €
pro Woche

SPIEGEL+
TEGGEIS

Jetzt 50 % auf das Duo- Abo sichern

Der beste Deal für alle unter 30 Jahren:
Ein Abo, zwei Konten mit Zugriff auf die
ganze digitale Welt des SPIEGEL.



Einfach Zugriff sichern unter:
abo.spiegel.de/duo

Nur 2 € pro Woche in den ersten 52 Wochen. Danach 3,99 € pro
Woche. Vierwöchentlich abgerechnet und kündbar.

Rätsel

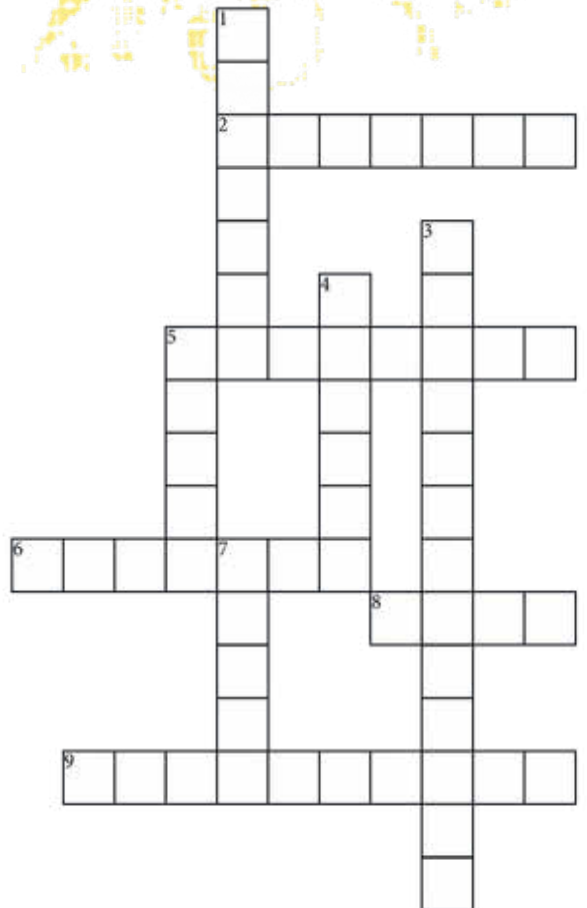
			3	6	4			
2	3	6		8				9
	4							1
			4	9	8			
		2				5		9
7		1						3
3	2		8	4				
						9		1
	7		6	2				

Vertikal

- 1 Mutter
- 3 Vogel, dessen Speiseplan im Namen steckt
- 4 Identitätsstiftender Ort oder Lebensmittelpunkt
- 5 Französische Malerin des Klassizismus
- 7 Skandinavisches Gemütlichkeitskonzept

Horizontal

- 2 Mit Stickstoff ein Leben in der Zukunft ermöglichen
- 5 Teenie-Komödie mit ikonischen 90er-Outfits
- 6 Freund verfeinerter Kultur
- 8 Morgendliches Social-Media-Format
- 9 Berlins kürzeste Straße



Lösungen:

Spieglein, Spieglein

Felicitas Holmann (25, sie/ihr), Master Europäische Literaturen, findet Großstädte schön.

Was wärest du bereit, für deine Schönheit aufzugeben? Diese Frage stellt die kanadische Autorin Mona Awad in ihrem vierten Roman Rouge nicht nur ihrer von Skincare besessenen Protagonistin.

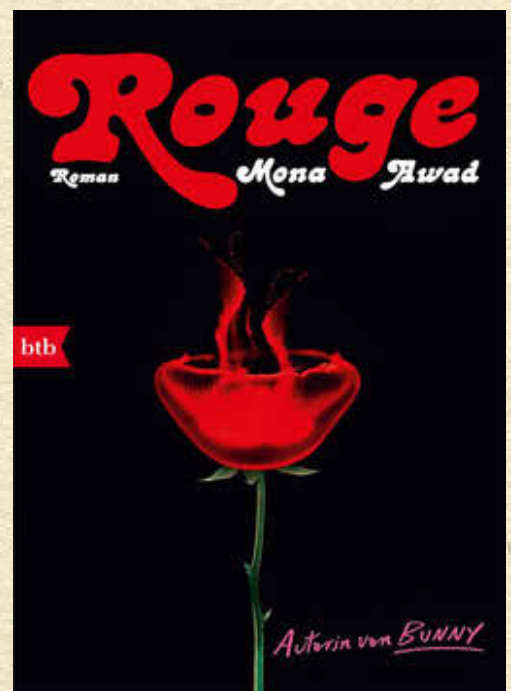
Heute schon das Gedicht doppelt-gecleansed, die Haut exfoliert und Seren aufgetragen? Glaubt man Social Media, so gehören all diese Schritte zu einer guten Abendroutine. Dazu kommen selbstverständlich noch die passenden Produkte am Morgen, Sonnencreme, um die Hautalterung vorzubeugen und hin und wieder das eine oder andere Hydrafacial. Auch die junge Verkäuferin Mirabelle, genannt Belle, folgt diesem strikten Regiment. Wenn sie nicht gerade im Laden steht und Kleider verkauft, oder ihr Gesicht mit den neuesten Produkten versorgt, dann verbringt sie ihre Zeit vor allem damit, Videos zum Thema Skincare zu konsumieren. Doch ein unerwarteter Anruf reißt Belle aus diesem geregelten Leben: Ein Polizist informiert sie darüber, dass ihre Mutter bei dem Sturz von einer Klippe umgekommen ist. Hals über Kopf macht sich Belle auf nach Kalifornien, um dort der Beerdigung beizuwohnen und das Appartement ihrer hochverschuldeten Mutter zu verkaufen. Doch genau das entpuppt sich als schwierig, denn die Wohnung ist nicht nur stark heruntergekommen, sondern kurioserweise auch voller zersprungener Spiegel. Als Belle eines Abends in die roten High Heels ihrer Mutter schlüpft, tragen sie diese schließlich ohne jegliches Zutun zu einem einsamen Haus an den Klippen, in welchem sich eine Art geheimes Spa befindet. Hier wird Belle ein verlockendes Angebot gemacht: Eine Behandlung, die ihre Haut von jedweden Schäden befreit. Nur muss sie dazu auch ihre Erinnerungen aufgeben.

Mit *Rouge* liefert Mona Awad einen Roman, der sich zum einen in das literarisch immer stärker bespielte Feld der *Weird Girl Fiction* einordnen lässt, zum anderen, aber vor allem den zunehmenden Hype um Skincare und das Erscheinungsbild unserer Haut parodiert. Auf Social Media werden uns mittlerweile nicht mehr nur einzelne Cremes, sondern ganze Produktreihen empfohlen, wer das nötige Kleingeld besitzt, der lässt sich nicht nur die Poren reinigen, sondern auch gleich das Gesicht mit Lachssperma aufspritzen. Der Online-Plattform Statista zufolge wurden im Jahr 2024 allein in Deutschland 3,8 Milliarden Euro Umsatz mit Hautpflegeprodukten erzielt. Und das Marketing trifft nicht mehr nur Erwachsene und Teens: Jüngst stand die Schauspielerin Shay Mitchell in der Kritik, nachdem sie eine Skincare Brand für Kinder gelauncht hatte.

Die jüngsten Entwicklungen in Sachen Skincare und Social Media schwingen in Mona Awads Roman jedoch nur mit. Vielmehr wird hier eine märchenhafte Geschichte erzählt, die sich vor allem auch mit dem Einfluss von toxischen und rassistischen Schönheitsidealen beschäftigt. So lamentiert Belle immer wieder ihren dunkleren Hautton, den sie von ihrem ägyptischen Vater geerbt hat, einen biografischen Marker, den sich Autorin und Protagonistin teilen, und berichtet von Herabsetzungen auf dem Pausenhof. Kein Wunder also, dass Belle später danach strebt, als besonders schön wahrgenommen zu werden. In jenem Streben und der Märchenhaftigkeit der Erzählung ist eine Repetitivität angelegt, die spätestens ab der zweiten Hälfte des Romans zu einigen Längen führt. Verstärkt werden diese durch die zahlreichen Rückblenden, deren Inhalt von einem undurchsichtig bleibenden Antagonisten bestimmt werden, welcher durch seine Affiliation mit dem Schauspieler Tom Cruise oft eher ridikul als bedrohlich anmutet. Dennoch gelingt es Mona Awads Beauty-Thriller zu weiten Teilen, Gesellschaftskritik und einen Twist von Horror auf unterhaltende Art und Weise zu vermischen.

Mona Awad: *Rouge*. Scribner 2023. \$18.99 // Mona Awad: *Rouge*. btb Verlag 2025. 22 €

Bildquelle: Penguin Random House



Wie schön ist ein Priester, der von Schlangen gefressen wird?

Nicolas Bruggaier (21. er/ihm), Bachelor Deutsch und Philosophie, findet ein Buch, die Sonne und eine Hängematte schön.

Schönheit liegt nicht im Auge des Betrachters. Die Kunstwissenschaft geriete sonst in Rechtfertigungsnot. Was aber sind dann die Schönheitskriterien, an denen sich Kunst messen muss? Die Diskussion um diese Frage greift weit in die Antike zurück: Bis zum Laokoon.

Als ein römischer Weinbauer 1506 auf seinem Feld arbeitet, weiß er noch nicht, dass er heute Geschichte schreiben wird. Im Gegenteil: Es ist ein Tag wie jeder andere auch. Er jätet sein Feld und befreit es von störenden Steinen. Einer davon steckt besonders fest. Erst mit der Hilfe von Nachbarn schafft er es, ihn zu lösen und so den Eingang zu einem unterirdischen Gewölbe freizulegen. Felice de Fredis, so heißt der Bauer, kann seinen Augen nicht trauen.

Vor ihm steht auf Marmorboden die seit Jahrhunderten vermisste Statue eines Priesters: Laokoon. Der Priester steht zwischen seinen beiden Söhnen, blickt mit zurückgeworfenem Kopf leidend in den Himmel. Er richtet seine letzte Kraft auf mehrere Schlangen, die ihn und seine Söhne zu verschlingen drohen. Aus seinem Mund stößt ein ersticker Schrei. Dieser Moment setzt den Startschuss für einen Jahrhunderte andauernden Streit. Doch eins nach dem anderen.

Wer ist überhaupt dieser Laokoon? Dafür lohnt sich ein Blick in den Trojanischen Krieg. Nach zehn Jahren Belagerung scheint der Angriff der Griechen auf Troja beendet. Die Griechen ziehen ab und hinterlassen ein großes hölzernes Pferd. Angeblich als Opfergabe. Der trojanische Priester Laokoon vermutet eine List und wirft seinen Speer auf das Pferd. Ein hohler Klang ist zu hören. Mit rasanter Geschwindigkeit schnellen Schlangen aus dem Meer und verschlingen Laokoon samt seinen Söhnen. Die Trojaner ignorieren also seine Warnung und ziehen das Pferd in die Stadt. Am nächsten Morgen gibt es kein Troja mehr. Im Pferd waren griechische Krieger versteckt.

Die Geschichte von Laokoon kennen wir von dem römischen Dichter Vergil, der im zweiten Buch des Epos „Aeneis“ über den Priester schreibt: „graunvolles Geschrei hochauf zu den Sternen erhebt er.“ Das passt nicht zu der Statue, die Felice de Fredis auf seinem Feld findet. Der marmorne trojanische Priester öffnet seinen Mund nämlich nur kaum merklich. Bald finden Experten heraus, dass die Statue wohl aus Griechenland stammen muss und um Christi Geburt erbaut wurde. Für den Gelehrten Johann Joachim Winckelmann ist der Unterschied zwischen Statue und Vergil im Jahr 1755 also einfach zu erklären.

„Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist endlich eine edle Einfalt, und eine stille Größe. [...] Er erhebet kein schreckliches Geschrei, wie Vergil von seinem Laokoon singet.“ Der barbarische Römer Vergil muss den Laokoon natürlich schreien lassen. Nach Winkelmann zeigt sich Schönheit also in der Darstellung einer edlen Seele. Etwas, das nur die Griechen hinbekommen. „So wie die Tiefe des Meers allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten.“

Neben dem Grundstein für den Klassizismus, der sich an griechischer Kunst orientiert, setzt Winckelmann mit dieser Ausführung auch das Fundament für spätere Rassentheorien. Das eine Volk soll eine edle Seele haben, das andere nicht. Deutsche Künstler stören sich dermaßen daran, dass es Ergänzungen und Richtigstellungen hagelt. Zum Beispiel von Goethe und Lessing.

Gotthold Ephraim Lessing legt vor. Er ist schon mit Winckelmans Vergleich von bildender Kunst und Literatur an sich nicht einverstanden. Bildende Kunst hat Körper, die Momente schaffen können. Sie muss also einen „fruchtbaren Augenblick“ finden, in dem ein Körper die Vorstellungskraft des Publikums auf eine bestimmte Art stimuliert. Dieser fruchtbare Augenblick liegt im Wechsel zweier Zustände. Vom Lachen ins Weinen. Von Gleichgültigkeit in Mitgefühl. Von Stille zum Schreien. Die Poesie braucht das nicht. Sie kann zeitliche Abläufe darstellen. Sie kann Laokoon schreien und danach wieder schweigen lassen. Der Schrei der Statue würde bis in alle Ewigkeit hallen. Deshalb zeigt sie den Moment vor dem Schrei.

Lessing zieht noch einen weiteren Schluss. Die bildende Kunst ist in ihrer Körperlichkeit gefangen. Sie kann sich genau einen Moment suchen und ein Bild zeigen. Bei der Poesie ist das anders. Sie regt die Vorstellungskraft des Menschen an und erzeugt so unendlich viele Bilder über unendlich viele Zeiträume. Für Lessing steht die Poesie also über der bildenden Kunst.

Goethes Untersuchungen sind weitaus pragmatischer. Bei ihm spielt der antike Begriff der Symmetrie eine große Rolle. Schöne Kunst schaffe es, Symmetrie mit der menschlichen Natur in Einklang zu bringen. Das sehe man ganz zentral an der Laokoon-Statue, die einen Moment dermaßen in sein Zentrum zuspitzt, dass das Bildnis einen selbst von weitem noch verzückt. Die Gruppe ist wie eine Pyramide aufgebaut und hat ihre höchste Spannungskonzentration in der Mitte.

Und warum schreit Laokoon nicht? Ganz einfach: Der Augenblick, der Modell für die Bildhauer stand, bietet keinen Schrei. Man stelle sich das mal vor. Eine Schlange beißt in die Hüfte. Aus Schock ist man gerade dabei, sich wegzudrehen. Ist der Körper in diesem Moment des absoluten Schmerzes dazu in der Lage, loszuschreien? Wohl kaum.

Langsam versteht man, was für Ausmaße die Diskussion um den Laokoon annahm. Kaum ein großer Dichter oder Denker dieser Zeit ließ es sich nehmen, die Statuengruppe zu kommentieren. Auch Friedrich Schiller darf da natürlich nicht fehlen. Und wir haben ja erst drei alte weiße Männer, also schauen wir uns noch den vierten an.

Schillers Vorstellung von hoher Kunst ist die Darstellung der menschlichen Natur. Und die sieht er nur in der Statue ganz vollendet. Warum nicht im Drama bei Vergil? Nach Schiller liegt das daran, dass es Vergil wohl nicht um Laokoon als Hauptfigur ging. In seinem Drama hat er lediglich die Funktion eines göttlichen Zeichens. Anders bei der Statue. Hier sieht Schiller den Moment, in dem sich der Mensch über den tierischen Instinkt des Leidens hinwegsetzt. Statt loszuschreien, blickt er leidend in den Himmel. Auf der Suche nach Gott? Über das Wesen des Menschen schreibt Schiller: „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ Denn im Spiel löst er sich von jeglicher natürlich gegebenen Zweckhaftigkeit, begreift seinen freien Willen und wird zum Menschen.

Im Laokoon sehen wir also nicht nur einen trojanischen Priester. Wir sehen uns. Wir sehen einen Schatten, der aus dem Garten Eden ausbricht. Wir sehen den Apfel, der ihn freie Gestalten annehmen lässt. Wir sehen die Sünde, die ihn zum Menschen macht. Und wir erkennen wahre Schönheit. Oder zumindest, was es bedeuten kann. Denn genau hier entspinnt sich wissenschaftlicher Diskurs. Nur, weil ein Schiller mal gesagt hat, der Mensch wäre im Spielen frei, muss das nicht die Wahrheit sein. Moderne Forschung hat längst herausgefunden, dass auch das Spiel einen natürlichen Zweck verfolgt.

Wenn die Laokoon-Diskussion uns also nicht einfach auf dem Silbertablett präsentiert: „Seht her, hier ist die Schönheit!“, dann zeigt sie uns zumindest, wie wir unseren Schönheitsbegriff begründen können. Kunst kann heißen, die eigene Vorstellung von Schönheit zu verstehen. Und zu erkennen, dass Schönheit mehr als nur ein Gefühl ist.



Illustration: Shiwen Sven Wang

Wie wird ein Akzent hässlich?

Zwischen Melodie und dem osteuropäischen „r“

Ioana-Antonia Dobre (21. sie/ihr), Bachelor Geschichtswissenschaften und Philosophie, findet Multikulturalität und Texte oder Filme, die mehreren Sprachen mischen, tatsächlich völlig zu verstehen, schön.

Manche Akzente sind allgemein oder oft als schön oder besonders attraktiv bezeichnet. Während manche dürfen schön sein, andere sind eher als lustig, lächerlich oder allgemein als ein Fehler betrachtet. Aber noch wichtiger... wieso?

Im deutschsprachigen Raum gelten die Akzente der Menschen aus benachbarten Ländern als schön oder beliebt, zumindest wenn befragt. Die Deutschen mögen laut dem *Spektrum* oder *Spiegel* am meisten den französischen und den italienischen Akzent. Viel polarisierender sind türkische, arabische und allgemein osteuropäische Akzente. Wer jedoch an Bairisch – die südöstliche Dialektgruppe im Deutschsprachigen Raum –, Plattdeutsch, die österreichische Mundart oder Schweizerdeutsch denkt, begeht einen linguistischen Fehler, da diese nicht als Akzente, sondern als Dialekte oder Regionalsprachen klassifiziert sind. Meistens werden Akzente Menschen zugeordnet, die eine weitere Sprache als Muttersprache haben und Deutsch später gelernt haben. Obwohl auch deutsche Muttersprachler*innen einen Akzent im Deutschen haben können, beispielsweise eine prägende bairische Aussprache, wenn sie Hochdeutsch sprechen, sind diese Situationen selten. Wenn sie nur auf Bairisch, ihre Regionalsprache, sprechen, gilt das nicht als Akzent. Wobei man erwähnen muss, dass, wie es in der Linguistik oft der Fall ist, die Grenzen zwischen Akzenten und Dialekten gewissermaßen fluide sind.

Kärriekties Deutsch, abier mit Akzient

Auf Menschen mit einem Migrationshintergrund beziehen sich auch die meisten Situationen, in denen Akzente durch Fragen, Bemerkungen und Kommentare sichtbar gemacht werden. Ein Akzent wird spöttisch von jemandem aus der Bekannt*innenkreis oder von einem Verkäufer im Laden nachgeahmt. Wenn man ein Wort „zu komisch“ ausspricht, wird man von Kollegen ausgelacht – da es nur ein „Witz“ ist. Hinzu kommen Anmerkungen wie:

„Man merkt, dass du nicht aus Deutschland kommst, oder?“

„Du hast eine... total interessante Aussprache. Seit wann lernst du Deutsch?“

„Dein Deutsch klingt ganz exotisch!“

„Dein Deutsch klingt so gut. Bist du sicher, dass du erst seit einem Jahr in Deutschland lebst?“

„Du wohnst seit Jahren in Deutschland und sprichst noch nicht korrekt!“

Viele Menschen mit Migrationsgeschichte werden mindestens in einer dieser Situationen gewesen sein. Manche davon können als teilweise „positiv“ bewertet werden, manche selbstverständlich gar nicht. Paradoxerweise werden Akzente bei den meisten Sprachprüfungen und Einstufungstests aber gar nicht berücksichtigt, sofern die Aussprache nicht völlig falsch oder unverständlich ist. Das Sprachniveau wird primär durch den Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen (GER) festgelegt, der die Sprachfähigkeiten auf Niveaus von grundlegend (A1) bis höchst fortgeschritten (C2) misst. Selbst auf der höchsten Stufe werden die Verständnis- und Sprachgebrauchkompetenzen auf Präzision, Kohärenz und Spontaneität geprüft – der Akzent spielt keine Rolle.

Laute sind nicht nur eine Frage der Sprache, sondern auch soziokulturell geprägt

Obwohl dies oft als grundlegend betrachtet wird, gibt es keine direkte Assoziation zwischen akzentfreier Aussprache und Korrektheit, beziehungsweise Fehlerfreiheit. Noch deutlicher wird die fehlende direkte Verbindung dadurch, dass sie jeweils unterschiedliche Fähigkeiten und Lernstrategien implizieren: Während sich Lernstrategien mit Grammatikregeln und Wortwahl befasst, hat die Beseitigung des Akzents vielmehr mit dem Training der Hörfähigkeiten und der Mundmuskulatur zu tun. Das Erlernen komplett neuer Laute und Lautgruppen braucht Übung. Hinzu kommen auch kulturelle Unterschiede. Was im Hochdeutschen als die normale Aussprache des „r“ bezeichnet wird, würde beispielsweise jemand aus Rumänien als unpräzise Aussprache oder sogar als Sprachstörung betrachten. Und das ist nicht nur eine Frage der Wahrnehmung: In vielen Ländern wird seit der Kindheit daran gearbeitet, dass „r“ passend auszusprechen, zum Beispiel durch Lehrer*innen oder Logopäd*innen.

Akzente bedeuten auch Identität

Außerdem sind Akzente für ihre Träger*innen nicht nur etwas, die zur Diskriminierung führen können, sondern sind sie auch tief mit der Identität verbunden und oft identitätsstiftend. Wie die Schriftstellerin und Essayistin Nancy Huston 1999 in *Nord perdu* schrieb, sind Akzente unter Muttersprachler*innen einer bestimmten Sprache und hervorgehoben Menschen, die nur eine einzige Sprache beherrschen, ein Tabu. Sie sogar als verbrechensartig wahrgenommen. Man wird im Akt des „Fremdseins“ („étrangéité“) ertappt. Unter Menschen, die ebenfalls einen Akzent haben oder eine andere Sprache sprechen, bildet sich jedoch oft eine bestimmte Art von Gemeinschaftsgefühl und Verständnis, auch wenn man unterschiedliche Sprachen spricht. Dies hängt nicht damit zusammen, dass man eine gemeinsame Kultur und Geschichte entdeckt, sondern damit, dass die Aneignung eines Akzents oder einer fremden Sprache eine Art von Gemeinschaft auslöst.

Laute klingen schön (oder hässlich) anhand welcher Sprache sie gehören

Anhand der Theorie der affektiven Verarbeitung bilden sich Meinungen über Akzente nicht danach, wie sie klingen, sondern eher, welche Assoziationen damit verbunden sind.

Personen schätzen ihr eigenen Akzent über anderen. Menschen, die eine fremde Sprache erkennen, haben deutlich unterschiedlichere Meinungen über deren Eindruck als Menschen, die sie nicht erkennen. Darauf weist unter anderem eine Studie von Michele Bianchi und Kolleg*innen hin, die 2019 in *Scientific Reports* unter dem Titel *Forming social impressions from voices in native and foreign languages* erschienen ist. Das passiert ungeachtet der tatsächlichen Laute oder Sonorität – die Schallfülle, Lautheit oder Klangfülle eines Lautes. Dass französische oder italienische Akzente von Deutschen so geschätzt werden, ist demnach kein Wunder. Wichtig ist nicht nur die geografische Nähe, sondern auch die Kultur und der Kontext. Was man mit Italien und Serbien verbindet – ob bewusst oder unbewusst – unterscheidet sich deutlich.

In den Medien sind Akzente, insbesondere authentische ausländische Akzente, fast nie zu hören, wie auch von der taz oder migazin.de kritisiert. Im Vergleich zu dem englischsprachigen Raum zum Beispiel sind bei Nachrichten außer Hochdeutsch nur regionale Dialekte oder Akzente zu hören. Fremdsprachige Akzente aber nicht. Das schafft ein interessantes Paradox. Sehr oft sind die ausländischen Akzente, die man hört, nicht authentisch. Meist sind es nur die imitierten Akzente, die in Medien kursieren. Geläufig ist auch, dass Personen, die eine Sprache eigentlich einwandfrei (und akzentfrei) beherrschen, karikaturartige und übertriebene Akzente nachahmen. Das beeinflusst noch mehr die Wahrnehmung der Akzente.

Über und mit ihnen darf man lachen, aber ihrer Besitzer*innen werden vertrauenswürdige Informationen oder wichtige und ernste Themen selten oder gar nicht anvertraut. Humor kann vielleicht zu Akzeptanz führen, aber zwischen Toleranz und Respekt gibt es einen bedeutenden Unterschied. Man darf nicht vergessen, dass Akzente für viele Menschen nicht nur eine Frage der Schönheit sind, sondern eine Rolle in einer viel komplexeren Narration über Integration und Identität spielen. Oft sind sie auch der Grund für direkte oder indirekte Diskriminierung. Das gilt auch für Städte wie Berlin, die so multikulturell sind. Um etwas tatsächlich schön finden zu können, braucht es erstmals respektiert zu werden.

Ein Streifzug durch den Palais des Beaux-Arts

Tobias Würtz (er/ihm, 26), Master Sozialwissenschaften, findet Lille auch im Regen schön.

Der Palast der Schönen Künste in Lille beherbergt Schätze aus allen Epochen. Allerdings hängt es stark vom Habitus ab, wer ins Museum gehen kann. Ein Ort zwischen exklusiver Hochkultur und künstlerischer Kritik.

Andächtig leise schreitet Elliott im langen grauen Mantel durch den Skulpturensaal des Palais des Beaux-Arts. Der 25-jährige Ökonomiestudent trägt einen gepflegten Bart. Zwischen seinen mittellangen braunen Haaren blitzt ein Ohrring hervor. Ich treffe ihn in seinem Lieblingsraum des Kunstmuseums im Erdgeschoss.



„Und was gefällt der hier besonders gut?“, möchte ich wissen. „Erstmal die Vielfalt der Skulpturtechniken. Ich selbst komme ja nicht aus dem Kunstbereich, ich bin also ein Laie, aber ich habe wirklich das Gefühl, dass sich in jeder Figur ein Moment kristallisiert“, meint er mit gedämpfter Stimme. „Und das finde ich schlichtweg spektakulär. Deshalb werde ich dessen auch noch nicht müde.“

Elliott geht regelmäßig ins Museum. Immer abends, meistens nach langen Tagen am Schreibtisch. In den Räumen des Palais des Beaux-Arts empfindet er ein besonderes Gefühl. „Es ist für mich ein Moment außerhalb der Zeit, in dem ich eine kleine intellektuelle Pause finde.“

Aufgewachsen ist Elliott in der Pariser Region, schon als Kind führten ihn seine Eltern ins Museum. „Ich würde aber nicht sagen, oft, denn wir kommen aus der Pariser Region, genauer gesagt aus Versailles. Paris war nah, aber gleichzeitig auch weit entfernt. Das bedeutete immer einen gewissen Aufwand – finanziell, aber vor allem auch zeitlich“, erklärt er sanft.



Wer ins Museum geht, hängt von der Familie ab

Tatsächlich werden die Leitplanken des passionierten Museumsgängers nicht erst in den Lehrjahren kultiviert. Die Pariser Soziologin Leïla Frouillou forscht und lehrt an der Universität in Nanterre zu sozialen Ungleichheiten im Bildungssystem. Sie gibt im Gespräch zu bedenken: „Was man beobachtet, ist, dass Museumsbesuche gelernt werden müssen – genauso wie Opernbesuche. Es handelt sich um kulturelle Praktiken, die familiär weitergegeben werden, und das erzeugt sehr starke Ungleichheiten.“ Weiter erklärt sie: „Ein Museum kann einschüchternd sein: Es kostet Eintritt, und man weiß oft nicht, wie man Werke interpretieren soll, wie man eine kritische Haltung einnimmt oder sie in einen Kontext einordnet.“

Ziemlich elitär, so ein Museum. In den 1960ern sagte der Düsseldorfer Künstler Joseph Beuys mal, jeder Mensch sei ein Künstler. Von wegen! Wie in den meisten gesellschaftlichen Feldern erscheint auch die künstlerische Teilhabe als eine Frage von Privilegien. Den Zugang zu Kunst und Kultur muss man sich eben erstmal leisten können. Nach den Worten der Soziologin erscheint mir der pompöse Palast als eine einzige Machtdemonstration bourgeoiser Ästhetik.

Mit kritischer Distanz grabe ich mich unter den hohen Decken allein immer tiefer in die Sammlungen. Im ersten Stock stoße ich, wie sollte es anders sein, auf eine Wand, die vollständig dem korsischstämmigen Herrschergeschlecht der Bonapartes gewidmet ist. Hier das Porträt einer weiblichen Familienangehörigen, dort die ansehnliche Büste irgendeines Nachfahrens von Napoleon I. Die Kunst steht hier wohl ganz im Dienst der imperialen Herrscher*innen.

An diesem Gebäude scheint sich die ganze Ironie der Französischen Revolution zu entspinnen. Das Volk stürzte die Monarchie von ihrem Thron und es begann die Herrschaft der bürgerlichen Klasse.

Das ausschweifende Museumsgebäude hier am Place de la République wurde allerdings nie von einem Monarchen bewohnt. Es wurde erst deutlich nach der Revolution im späten 19. Jahrhundert errichtet. Wie das Bode-Museum in Berlin oder die Opéra Garnier in Paris steht es in der Linie der Beaux-Arts-Architektur: eine reich dekorierte Fassade außen und repräsentative Räume von kolossaler Weite innen.

Die Kunst des Ungehorsams

Gelangweilt von den immer gleichen Gemälden stapfe ich die Treppe nach unten in den Skulpturensaal. Elliott führt mich zu seiner Lieblingsskulptur. Das kleine schwarze Artefakt vor dem wir stehen, wirkt massiv. Es steht im Kontrast zu den großen weißen Körpern in diesem Saal. Ich bitte ihn, mir seine Lieblingsskulptur zu erklären. „Sie zeigt einen jungen Soldaten, der versucht, sich mit einem Dolch zu erstechen, um Befehlen nicht folgen zu müssen – vielleicht von einem Patriarchen oder einem Tyrannen.“



Der unglückliche Dissident hat aber Pech, denn er verfehlt sich knapp, sein Schwert fällt zu Boden. Nicht einmal der Freitod will ihm gelingen. Die Menschen um ihn herum, seine Familie, werden alarmiert. „Er beschließt, sich umzubringen. Nicht aus Überzeugung, sondern um der Situation zu entkommen. Ich finde das irgendwie schön, auf eine gewisse Art. Vielleicht in einem tragischen Sinne“, meint Elliott nachdenklich, aber mit einem sanften Lachen.

Ein ungeschickter Soldat, der versucht nicht zu gehorchen und dabei sein Leben opfert. Das klingt mal so gar nicht nach herrschender Klasse. Elliotts Worte tragen eine traurige Melodie. Sie singen ein Lied von erdrückendem Weltschmerz und von der Idiotie der Geschichte. Das grüblerische Werk, das ihn so berührt, ist der kläglich scheiternde Versuch nicht zu gehorchen. Ein Zerbrechen an der Ungerechtigkeit dieser Welt. Und immer wieder zieht es Elliott dafür ins Museum. Die Kontemplation ist eben nicht immer nur ein angenehmer Zustand. Es bedeutet auch, Gefühlen Raum zu geben, für die am Schreibtisch sonst kein Platz ist.

Symbolische Gewalt überwinden

Ich frage mich plötzlich, ob ich dem Palais des Beaux Arts mit meinen vorschnellen Schmähungen Unrecht getan habe. Denn natürlich hat Kunst auch ein ungemaines, befreiendes Potenzial. Immer wieder werden Autoritäten und Hierarchien in Kunstwerken in Frage gestellt. Wahrscheinlich ist niemals die Kunst selbst das Problem, sondern ein beschränkter Zugang zu ihr.

Pierre Bourdieu, Posterboy der französischen Sozialwissenschaften, verwendete dafür das Konzept der symbolischen Gewalt. Soziologin Frouillou dechiffriert den Begriff: „Sie führt dazu, dass man sich weder in der Schule noch im Museum wirklich am richtigen Platz fühlt und dass Angehörige dominierter Klassen glauben, es sei ihre eigene Schuld.“

Und das hat weitreichende Konsequenzen. „Man erkennt an, dass Schule und Museen ‚gut‘ sind, sagt sich aber: ‚Das ist nichts für mich.‘“, erklärt die Soziologin. So werde das Dominanzverhältnis im kulturellen Bereich verinnerlicht. „Dabei ist es nicht so, dass es ‚nicht für uns‘ wäre, sondern dass es ein Lernen voraussetzt, das man nicht unbedingt erfahren hat. Und das gilt es eben, ein Stück weit zu entnaturalisieren“, so Frouillou weiter.



Kurz bevor das Museum abends seine Türen schließt, verabschieden Elliott und ich uns herzlich. An diesem späten Nachmittag habe ich gelernt, dass weder Kunst noch das Museum per se gut oder schlecht sind. Kunst kann bestehende Ordnungen sowohl ideologisch zu stabilisieren als auch kritisch in Frage stellen. Letztlich kommt es aber darauf an, dass Museen zugänglicher werden. Und auf Menschen wie Elliott, die sich von der Kunst berühren lassen und ihr einen Sinn geben.

Bilder: Tobias Würtz



Wie wollen Sie die HU schöner machen, Frau von Blumenthal?

Wo ist der Campus besonders schön und was könnte man besser machen? Wir haben die Präsidentin Julia von Blumenthal nach ihren Ideen gefragt.

UnAuf: Was ist für Sie die schönste Ecke der Humboldt-Universität?

Julia von Blumenthal: Schöne Ecken gibt es überall, in Adlershof, Dahlem und auf dem Campus Nord. Doch für mich ist die schönste Ecke eindeutig der Ehrenhof, ganz besonders wenn im Herbst der weit über 100 Jahre alte Ginkgo leuchtend gelbe Blätter hat und die Sonne scheint. Dann erstrahlt das ganze Hauptgebäude.

UnAuf: Gibt es etwas, das Sie auf einem Campus der HU besonders unschön oder sogar hässlich finden?

Julia von Blumenthal: Auch der hässlichste Ort ist für mich in Mitte, genauer gesagt sind es zwei Orte: Jedes Mal, wenn ich am Gebäude Invalidenstraße 110 vorbeikomme, das leer und eingerüstet ist, ärgere ich mich, dass das Land Berlin so viel Geld verschwendet und diese Baustelle seit mehr als einem Jahr stillstehen lässt. Ich hoffe, dass wir noch in diesem Jahr endlich Bauarbeiten sehen werden!

Ein zweiter Ort, der hoffentlich in diesem Jahr wieder schön wird, ist der Innenhof des Hauptgebäudes. Seit mehr als sieben Jahren wird der Ostflügel saniert. Ich freue mich auf den Tag, an dem er endlich wieder nutzbar ist und die Baustelle und die Container verschwunden sein werden.

UnAuf: Was möchten Sie konkret umsetzen, um die Campusse der HU in Zukunft schöner zu machen?

Julia von Blumenthal: Gemeinsam mit dem Vizepräsidenten für Haushalt, Personal und Technik, Niels Helle-Meyer, setze ich mich dafür ein, dass die dringend notwendigen Sanierungen nicht nur angefangen, sondern auch beendet werden.

UnAuf: Wie wichtig ist Ihnen ein schöner Campus insgesamt?

Julia von Blumenthal: Jeder Campus wird natürlich vor allem durch die Menschen schön. Daher freue ich mich auf die Vorlesungszeit im Sommersemester, wenn wieder viele Studierende die Freiflächen am Campus Mitte, Nord, Dahlem und Adlershof beleben.

Ach du dickes Ei

Andreas (Andy) Stein (24, er/ihm), Master Regionalstudien Afrika, findet organische Formen und innige Umarmungen schön.
Emely Stache (25, sie/ihr), Bachelor Kulturwissenschaft und Kunst- und Bildgeschichte, findet kleine Konzerte schön.

Vor dem Start des Studiums steht ein*e jede*r vor der großen Herausforderung, einen Studiengang zu wählen. Doch ob Jura oder Pferdewissenschaften, alle Studierenden treffen in geteilten Kulturräumen, wie der Mensa, aufeinander.



Ein verführerischer Duft weht um die Ausgabetheken. Ein goldener Schimmer umhüllt die gepellten wachweichen Ovale, die sich auf einem silbernen Serviertablett präsentieren. Es muss Senfeier-Tag sein. Auf dem Porzellanteller liegen die Kartoffeln sorgfältig angerichtet und die glänzenden Eier in der Mitte. Die Gabel sticht in das weiche Eiweiß, das die Zinken wie eine Wolke umarmt. Es wird zum ersten Biss angesetzt. Das flüssige Eigelb vermengt sich mit der Senfsauce – ein vollmundiger Geschmack, der Extraklasse. Ein Traum, der fern scheint, denn wir sind in der Mensa Süd der HU.

Hier offenbart sich ein ganz eigenes Studium. Eine ewig lange Schlange an der Beilagen Theke, der Weg versperrt von Menschen, die nicht mal wissen, wofür sie anstehen. Du schlängelst dich vorbei und scannst das Angebot. Ein Koreanisches Linsencurry, die nicht mehr so leckeren Steakhouse Fritten oder ein überteuertes Stück Flammkuchen. Die Massen an Menschen, um die jede*r tänzeln muss, um nicht überrannt zu werden, machen die Entscheidung nicht leichter. Meistens ist es eine Bequemlichkeitsentscheidung – Wo stehen die wenigsten an, damit ich so schnell wie möglich hier raus kann. Eine Qualität für den Lebenslauf: Überlegte Entscheidungen in High-Level-Stress-Situationen treffen.

Doch hier endet es nicht, gerade die Salatbar ist ein Scoutingplace für angehende Architekt*innen. Eisbergsalat bleibt hier keine Metapher. Zwischen in Julienne geschnittenen Möhren, Mais und French-Dressing zeigen sich Generationen von überliefertem Wissen unter Studierenden. Die Mulde gefüllt mit Kleinteiligem, darüber ein neuer Boden aus Gurken und Salat. Nun wird aufgetürmt. Hierbei geht es nicht nur um die Stapelkunst, es ist auch eine notwendige Spartaktik.

„Coping Mechanismus für Kürzungen und schlechtes Essen“

Der Instagramaccount mampfkrampf – Live und vor Ort warnen sie Student*innen vor den Gefahren der Tagesgerichte. Ebenso blicken sie kritisch auf Veränderungen, wie den Verlust des Olivenöls, das im Zuge der Hochschulkürzungen verschwand: „Wie soll man da einen Salat machen?!“, kritisiert eine Sprecherin.



Das mampfkrampf-Kollektiv ist ein Zusammenschluss von rund zwölf Sozialwissenschafts-Student*innen, die meisten sind bereits im Master. Im Antlitz der empörenden Situation, bedingt durch die Kürzungen und das schlechte Essen, entschieden Sie sich, im Februar 2023 dazu den Account zu erstellen – studentischer Protest, der noch erlaubt ist. Während Qualität des Angebots und beschränkte Öffnungszeiten Leiden unter die Student*innen bringt, blickt mampfkrampf liebevoll in Richtung der Mitarbeiter*innen. „Ich sehe die Mensafrauen öfter als meine Familie“, erklärt ein Mitglied. Sie beschreibt es als eine parasoziale Bindung.

Neben aller Sentimentalität eint das Kollektiv vor allem der Humor als Mittel, um mit den aktuellen politischen Gegebenheiten umzugehen. Der Name bleibt dabei Programm: „Es gibt auf jeden Fall Tage, an denen es eher ein Krampf statt Mampf ist.“ Doch irgendwann verlassen sie die HU. Ob mit Abschluss oder ohne, die wichtigste Lektion kennen sie: aus einer schlechten Situation das Beste herauszuholen.

Horoskope

Wie es bei jedem guten Mode- und Lifestyle Magazin, das etwas von sich hält, der Fall ist, hat auch unsere Chefredaktion einen Blick in die Sterne gewagt und präsentiert das erste UnAufgefordert-Horoskop, das sich eventuell an ganz bestimmte Personen des öffentlichen Interesses richtet. Viel Spaß beim Rätseln!



Fische

Harmoniebedürftigkeit lässt du in der Vergangenheit. Und das, obwohl dich doch bis jetzt alle so sympathisch fanden! Doch nun heißt es: Gelder für Verteidigung zum Frühstück, Mittag- und Abendessen. Lass los und lebe heute, als gäbe es kein Morgen. Ein Schicksal, das du, im Namen des Staates, freudig anderen auferlegst.



Krebs

Du hast manchmal mit Entscheidungsschwierigkeiten zu kämpfen. Oben, unten, links, rechts, du bist überall und nirgendwo. Doch dieses Jahr löst du dich von deinen narzisstischen Tendenzen und willst deinen dynastischen Titel gegen einen echten Parteinamen tauschen! Pssst: Ein ganz besonderer, bärenreitender Mann hat es dir wirklich angetan.



Skorpion

Deine Freunde und Familie sagen dir, du sollst endlich loslassen. Doch manchmal halten wir leider an Dingen fest, die uns nicht länger bereichern, auch wenn es nur das letzte Büschel Haar ist. Lass dich nicht von den faulenzenden Arbeitnehmer*innen in (Lifestyle-) Teilzeit quälen. Entspann dich und lass los!



Wassermann

Lieber Wassermann, du machst dir die Welt, wie sie dir gefällt. Dabei hast du manchmal starke Definitionsschwierigkeiten. Was hat es schon mit queer sein zu tun, seit zwanzig Jahren mit einer Person des selben Geschlechts verheiratet zu sein? Man trifft dich in allerlei Talk Shows: Was nervt, will gehört werden. Außerdem findet man dich in Vereinen und Klubs, wo du dich mit Gleichgesinnten austauschst. Vielleicht solltest du einfach dort bleiben und die Türen schließen. Wir haben genug gehört.



Zwilling

Es scheint, als würdest du auch dieses Jahr nicht erwachsen werden. Wie ein typischer Highschool Bully bewegst du dich von Machtdemonstration zu Machtdemonstration, ohne auf die Gefühle der anderen zu achten. Du ziehst dich auch aus Freundschaften und Bündnissen zurück. Doch pass auf, dass du am Ende nicht ganz alleine da stehst!



Waage

Was für ein verrücktes Leben, liebe Waage! Manchmal spürst du den Boden unter deinen Füßen schwanken – als könntest du jeden Moment fallen. Vielleicht ist es an der Zeit, deine emotionalen Mauern runter zu fahren und endlich wieder Menschen an dich ran zu lassen. Du denkst vielleicht, es fehle diese eine besondere Person, die dich auftauen kann. Doch hier bist du selbst gefragt.



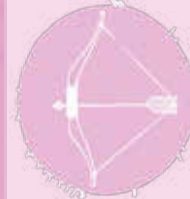
Steinbock

Lieber Steinbock, dein Leben ist vom Wandel gezeichnet. Eine deiner größten Stärken liegt darin, dich immer wieder neu zu erfinden. So bleibst du unerwartet und hipp. Das Universum ist auf deiner Seite, also hör auf die Stimme! Sie bringt dich zurück auf die Bildfläche und verleiht dir die Disziplin und Ruhe. Au Revoir zu alten Unsicherheiten und Hallo zu echter Gelassenheit.



Löwe

Lieber Löwe, irgendetwas hält dich im Moment zurück. Wo du sonst so energisch und erfolgreich warst, wirst du nun von der Macht des Universums zurückgehalten wie von einer Fußfessel. Bei der nächsten Wahl der Nachbarn bleibst du uns zumindest erspart. Besinne dich zurück auf die kleinen Dinge und das, was direkt vor dir liegt: dein Haus. So findest du vielleicht ganz schnell einen verantwortungsbewussten Umgang: mit dir selbst, deinen Mitmenschen und EU-Geldern.



Schütze

Du steigert dieses Jahr deine Reichweite. Weniger durch Inhalte, dafür durch Performance und Stil. So meisterst du alle Herausforderungen mit Souveränität. Wer weiß, wie instabil deine Lage noch werden kann. Du wirst es *for sure* herausfinden.



Widder

Die Sterne schenken dir einen Überfluss an Energie, die nur so aus dir sprießt. Politiker oder Popstar? Bei dir kann man sich nicht sicher sein! Alle scheinen dich zu lieben. Als Feuerzeichen brennt deine Flamme lichterloh, doch pass lieber auf, dass dir der Social Media Hype nicht zu Kopf steigt. Deine Hörner können in viele Richtungen stoßen.



Jungfrau

Die Kraft des Universums hilft dir gerade, wichtige Prioritäten zu setzen. So kann Sport unglaublich erholend sein, auch wenn andere zittern. Im September wirst du deshalb leider nicht zum Berliner Bürgermeister gewählt. Dafür hält das Jahr 2026 einige leidenschaftliche Stunden auf dem Tennisplatz für dich bereit.



Stier

Die Sterne schenken dir gerade eine hohe emotionale Offenheit. Ob es dir gelingt, unaufdringlich zu bleiben? Die letzten Jahre geleitete dich deine impulsive Art eher in schwierige Gewässer. Deine Flamme ist bereits vor Jahren erloschen. Deine engelsgleichen Goldlöckchen finden ins Grau und mittlerweile musst du einsehen, dass du dir, auch rein dienstlich, nicht alles erlauben kannst.

ALL YOU CAN READ



taz.de/unauf

Unser Angebot an Menschen unter 30:

Das digitale taz Abo für nur 10 Euro im Monat. Ihr wohnt zu mehreren? Dann könnt ihr den Zugang sogar mit eurem Haushalt teilen. So können alle die taz lesen ... oder sich in der App auch einfach mal vorlesen lassen.

Nicht einfach News, sondern Neues. Stimmen, die man woanders nicht hört. Unabhängig, solidarisch und mit Haltung. Denn nur wer versteht, kann auch für etwas eintreten.



Unter 30?
Lies taz
für 10 € im
Monat

FÜR ALLE UNTER 30

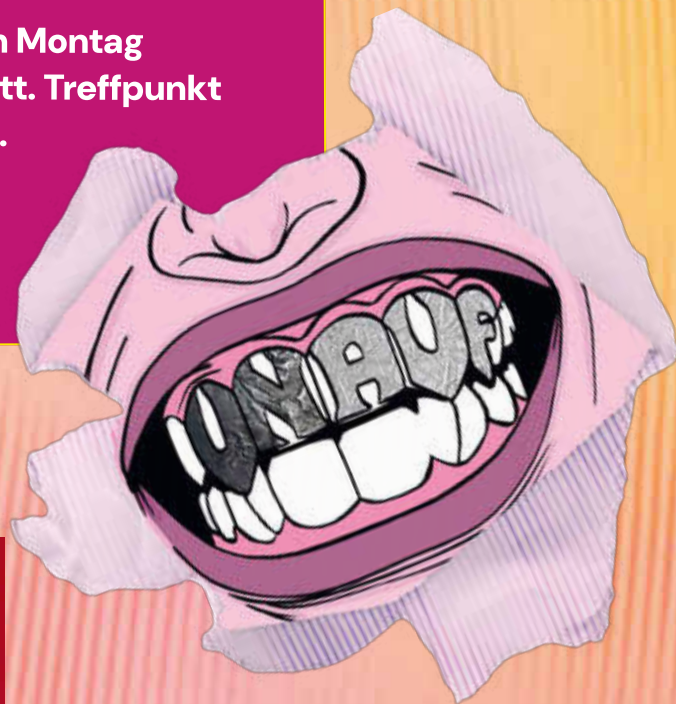
taz 

**Bist du kreativ, engagiert und
hast Lust auf kritischen Journalismus?**

Die UnAufgefördert sucht dich! Bei uns lernst du, wie man Reportagen schreibt und Interviews führt. Du kannst jederzeit einsteigen und deinen Beitrag zu einer der besten Studierendenzeitungen Deutschlands leisten.

Ob als Redakteur*in, Fotograf*in, Illustrator*in, im Social Media oder Layout – bei uns findest du deinen Platz in der Redaktion.

Unsere offene Redaktionssitzung findet jeden Montag während der Vorlesungszeit um 18:30 Uhr statt. Treffpunkt ist die Schönhauser Allee 10–11 im Raum 3.30.



VERNISSAGE
Schönheit
24. APRIL
GELEGENHEITEN
WESERSTRASSE 50
16-22 UHR

An abstract painting featuring several faces with large, colorful glasses. The background is a vibrant red. The faces are rendered in various colors like blue, yellow, and green. The style is expressive and somewhat surreal.

UnAuf
Malerei: Vera Menold

FOLG' UNS
AUF INSTAGRAM

